Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 13 (1931)
Heft: 39

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweiz. Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 25. September 1931 | Erscheint jeden Freitag | 13. Jahrgang Nr. 39

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80, vierteljährlich Fr. 3.20 / Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 15.50 / Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / **Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58**

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 18.44, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIII b 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Bikkert, A.-G. Telephon 27.52

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

Bern, den 24. September.

Kaum hatte der Nationalrat in die Not der Alpengegenden hineingeschaut und seinen Helferwillen für die Bergbevölkerung bekundet, so drang auch schon ein Notruf aus dem Jura an sein Ohr, aus der Heimat der Uhrenindustrie, die in guten Zeiten Wohlstand und Behagen in die Häuser trug. Jetzt geht dort „Fran Sorge" um. — Absatzkrise — Arbeitslosigkeit lasten auf den Etablissementen und Ateliers. Dazu gesellt sich aber noch eine tiefergehende Gefahr: Die Konkurrenz des Auslandes droht unsere Schweizer Uhrenindustrie zu erdrosseln. Gegenmaßnahmen der Interessentenkreise haben sich als unzulänglich erwiesen; nun ist aber ein Sanierungswerk erstanden, das mit Bundeshilfe durch den Zusammenschluß aller Zweige der Uhrenfabrikation der Abwanderung der großen Industrie zu begegnen sucht. Das Unternehmen in Form einer Dachgesellschaft — Superholding — nennt sich „Allgemeine Schweizerische Uhrenindustrie A.-G."; es kommt ihm seiner Zweckbestimmung nach gemeinnütziger Charakter zu. Der Beschlußentwurf des Bundesrates über die Unterstützung der Uhrenindustrie, zu dem in dieser Woche beide Räte endgültig Stellung genommen haben, sieht eine Beteiligung des Bundes an dieser Gesellschaft vor und zwar mit einem Aktienanteil von 6 Millionen Franken und einem zinslosen Darlehen von 7,5 Millionen Franken. Die Eigenart dieser Bundeshilfe hat nicht verfehlt, in beiden Räten Bedenken hervorzurufen. Allein sie verstummten vor den überzeugenden Ausführungen der Redner aus den Uhrenmachergebieten. Klar legten sie dar, daß es sich um den einzigen jetzt sichtbaren Weg zur Rettung der alten, hochentwickelten Landesindustrie handelt, die sich durch Qualitätsarbeit den Weltmarkt erobert hat. So kam es, daß über manche berechtigte Einwände hinweg beide Räte nahezu einstimmig den Bundesbeschluß genehmigten.

Im Nationalrat bildete die Sensation der Woche die angekündigte Behandlung der Interpellationen von Hrn. Grimm (Soz., Bern) und Hrn. Pfister (freis., St. Gallen) über die von dem schweizerischen Delegierten, Direktor Stucki, Bern, in der zweiten Kommission der Völkerbundsversammlung gehaltene Rede. Es hat diese Kundgebung über die handelspolitischen Verhältnisse der Gegenwart und über die Folgerungen die sich daraus für unser Land ergeben, Aufsehen erregt und namentlich bei der deutschen Völkerbundsdelegation einen nicht durchaus freundlichen Widerhall gefunden. Die Interpellanten im Nationalrat gingen bei der Begründung ihrer Anfragen an den Bundesrat von einer verschiedenartigen Interpretation der Genfer Rede aus und kamen dabei auch zu verschiedenartigen Schlüssen. Bundesrat Schultheß gab vorerst nur die knappe Erklärung ab, die Rede sei von den Interpellanten in ihrer Tragweite überschätzt worden. Direktor Stucki habe im Einverständnis mit dem Bundesrat auseinandergesetzt, daß die Schweiz um die eigene Wirtschaft vor dem Zusammenbruch zu schützen, genötigt sein werde, vorübergehend besondere Maßnahmen zu treffen. Ueber diese Maßnahmen im Einzelnen Auskunft zu geben, dafür sei der Augenblick noch nicht gekommen.

Verhältnismäßig sehr rasch wickelte sich die Beratung des Bundesgesetzes über den Mieterschutz ab. Bei einer ersten Behandlung hatte die Vorlage im Nationalrat mit hohen Wellen zu kämpfen, und war dabei sogar untergesunken. Der Ständerat riß sie wieder hoch, allein so wie sie aus der ständerätlichen und heute aus der nationalrätlichen Bearbeitung hervorging, spürt man ihr eine starke Verwässerung an.

Im Ständerat lag auch in dieser 2. Sessionswoche das Schwergewicht bei der Beratung des Strafgesetzbuches, die bis zu Art. 228 bis gefördert wurde, also rund 130 Artikel — ohne die zahlreichen bis — ter — quater usw. In der Ständekammer, wo sich die Weltanschauungen viel unvermittelter gegenüber stehen als im andern Rat, weiß man meist zum voraus, wo die Meinungen auseinanderplatzen. Eine Debatte entspann sich hier über den Artikel betreffend die straflose Abtreibung. Für den strengen Katholizismus gibt es keine straflose Abtreibung, da Abtreibung unter allen Umständen Vernichtung von Leben bedeutet. Im Rate vertraten Hr. Savoy von Freiburg und Hr. Suter von Zug diese Auffassung, die auch die medizinische Indikation nicht gelten läßt, da diese keine Gewähr dafür biete, daß die Abtreibung weniger Gefahr für die Mutter in sich birgt als die Geburt. Die Mehrheit der ständerätlichen Kommission beantragte daher Streichung des Artikels 107 und verneinte zugleich, daß Art. 33 betreffend Notstand auf die Abtreibung anwendbar sei.

Ein Vermittlungsantrag von Hrn. Amstalden (f. k., Obwalden) ging dahin, daß die Abtreibung im Sinne des Gesetzes nicht vorliegt, wenn die Schwangerschaft infolge von Handlungen unterbrochen wird, die ein patentierter Arzt nach den Regeln der ärztlichen Kunst und mit schriftlicher Einwilligung der Schwangern zur Abwendung einer auf andere Weise nicht abwendbaren schwersten Gefahr für das Leben oder die Gesundheit der Mutter vorgenommen hat. Aber trotz dieses Versuches, eine Brücke zu schlagen, kam es zu keiner Einigung. Die Kommission erhielt den Auftrag, einen Ausweg zu suchen.

Der Umstand, daß im Artikel über Störung der Glaubens- und Gewissensfreiheit katholischen Wünschen entsprechend die Gotteslästerung als strafbar erklärt wurde, dürfte vielleicht etwas versöhnlicher stimmen.

J. M.

Eine Physiologin zur Frage des Sonderschutzes der Arbeiterin.

J. E-S. Am 2. Sept. sprach im Kreise der Züricher Akademikerinnen die Präsidentin der International Federation of University Women, Professor Winifred Cullis, Ordinarius für Physiologie der University of London. Auf Wunsch des Vorstandes der Sektion hatte sie sich bereit gefunden, aus ihrem Fachgebiet einiges beizutragen zum Problem des Sonderschutzes für arbeitende Frauen.

Der Sektionsvorstand wollte die seltene Gelegenheit benutzen, durch ein so sachkundiges Referat regen Gedankenaustausch und Diskussion anzufachen, obschon anzunehmen war, daß die Mehrheit der Zuhörerinnen den Standpunkt der Referentin ablehnen würde. Auch bei diesem Problem muß wissenschaftliche Methodik zur Abklärung der Wahrheit, zu leidenschaftsloser Einsicht führen; durch gefühlsmäßige Ablehnung neuer Ideen wird für das praktische Leben ebensowenig gewonnen wie durch agitatorische Verneinung des historich Gewordenen, zu dem in vielen Ländern, so auch in der Schweiz, die Sondergesetzgebung schon gerechnet werden muß. So folgte eine gespannte Zuhörerschaft dem mit fesselnder Liebenswürdigkeit vorgebrachten, warm und bei aller Bestimmtheit unpolemisch wirkenden Vortrag.

Professor Cullis begann mit einer allgemeinen Feststellung: nach ihrer Ueberzeugung sei es eine der großen Aufgaben unserer Zeit, der Frau möglichst ausgiebige Gelegenheit zur freien Entfaltung ihrer Lebenskräfte zu verschaffen. Wir wissen heute noch keineswegs, wie weit ihre Fähigkeiten reichen oder entwickelt werden können, denn alle heute lebenden Frauen leiden noch unter traditionellen Hemmungen — äußeren und inneren — ihrer Entwicklungsfreiheit. Darum ist sie überzeugt, daß jegliche Gesetzgebung, die die Gleichheit der Entfaltungsmöglichkeiten von Mann und Frau antastet oder hintanhält, letzten Endes dem wahren Interesse der Gesamtheit der Frauen entgegenwirkt.

Ferner bat sie ihre Zuhörer, dreier Voraussetzungen eingedenk zu bleiben: sie spreche zu diesem Thema als Fachphysiologin, weil Kenntnis des weiblichen Organismus die eine Grundlage des Problems bilde, und soweit sie als Physiologin spreche, dürfen ihre Ausführungen Allgemeingültigkeit beanspruchen. Dagegen seien ihre Beispiele alle englischen Verhältnissen entnommen, sie habe Fragen der Arbeitsphysiologie stets in ihrem eigenen Land, nie international, bearbeitet. Ferner trete sie bewußt nicht ein auf die wirtschaftliche Seite der Frage, für diese ebenso wie für die ihrige ernstes Fachstudium fordernd.

Zwei stets wiederkehrende Einwände möchte sie diesmal vorwegnehmen. Erstens werde immer wieder behauptet, die Gegner des Sonderschutzes der Frau seien überhaupt gegen jegliche Schutzgesetze, — eine unfaire Behauptung, die aus der Diskussion dieses Problems endlich verschwinden dürfte. Verlangt wird im Gegenteil wirklich effektiver, angemessener, gesetzlicher Schutz aller arbeitenden Menschen, ob Mann, Frau, Jugendliche; bekämpft dagegen solche Gesetzgebung, die unter dem Vorwand des Schutzes die Frau wirtschaftlich schädigt, auf künstliche Weise minder konkurrenzfähig macht, sie für ihr ganzes Leben den Jugendlichen gleichstellt. — Zweitens kehre stets das Argument wieder, die Industriearbeiterin selber wolle geschützt sein, andere Leute hätten dazu also nichts zu sagen. Aber einmal stimmt diese Behauptung nur bedingt: in allen Ländern gibt es Arbeiterinnen, die sich zum Open Door bekennen, ihre Zahl ist in Zunahme begriffen. Sodann muß jede neu aufkeimende Idee mit Gewordenem brechen. Festhalten an Bestimmungen, die eine frühere Generation mühsam erkämpfte, die seinerzeit eine soziale Errungenschaft darstellten, ist verständlich, kann aber dennoch der weiteren Entwicklung zu einer noch höheren sozialen Gerechtigkeit hinderlich sein. Soll aber wirklich jede Aufklärung ruhen, soll kein Appell vom ungenügend orientierten an das besser orientierte Verständnis möglich sein? Stellen z. B. die Vorkämpferinnen des Frauenstimmrechts in der Schweiz ihre Arbeit ein, weil noch nicht die Mehrheit zu diesen Ideen bekehrt ist? Ebenso kennt die Masse der Frauen alle Tatsachen, die zur Beurteilung sogenannter Schutzgesetze nötig sind, heute noch nicht so gut wie einzelne, die sich allseitig in das Problem vertieft haben, dessen wissenschaftliche Basis suchen. Darum kann die Referentin die Behauptung nicht gelten lassen, der Praktiker wisse besser, was ihm fromme als der Wissenschaftler, — wie viele Reformen müssen gegen den Willen der direkt Betroffenen durchgesetzt werden! Sie hat persönlich viele Jahre mitgewirkt in einer Arbeitsgemeinschaft von Wissenschaftlern und Praktikern zwecks Studium und Verbesserung der Arbeitsbedingungen in der Industrie, — auch hier mußte stets wissenschaftliche Erforschung der praktischen Verbesserung der Arbeitsbedingungen vorangehen.

Eine grundlegende Voraussetzung der Forderung nach Sonderschutz ist die Auffassung, die Frau sei — entweder ganz allgemein oder auch nur zeitenweise, — weniger leistungsfähig als der Mann. Bei dieser Argumentation ist es sehr wichtig, den Begriff Leistungsfähigkeit klar zu definieren; er hat mit Kraftaufwand nichts zu tun, ist vielmehr diejenige Spanne an ausdauernder Gesundheit, innerhalb derer jede Anstrengung unter den gegebenen Bedingungen durch volle physiologische Erholung kompensiert werden kann. Schädlich wird eine Arbeit, wenn diese volle Erholung auf die Dauer nicht mehr innert nützlicher Zeit eintritt. Dies gilt für Mann und Frau in gleichem Maß, die individuelle Variation ist bei beiden Geschlechtern groß. Richtig verstandene Arbeitsphysiologie sucht für jeden Menschen den ihm angemessenen Wechsel von Anstrengung und Erholung, — eine Idealforderung, von deren Verwirklichung wir noch entfernt sind, der wir aber nicht näher kommen, indem wir allen Frauen gewisse Arbeiten verbieten, die die Leistungsfähigkeit einzelner übersteigen. (Merkwürdig häufig, meint sie, sind die „aus Fürsorge" den Frauen verbotenen Arbeiten die gut bezahlten....).

Wenn wir festhalten, daß die Leistungsfähigkeit wohl individuellen, nicht aber an das Geschlecht gebundenen Variationen unterliegt, so werden doch stets zwei physiologische Faktoren ins Feld geführt, welche geringere Leistungsfähigkeit, also Schutzbedürftigkeit der Frau begründen sollen: Menstruation und Schwangerschaft. Es ist erstaunlich, welches Gewicht der Menstruation nach Ansicht der Männer in der Arbeitsfähigkeit der Frau zukommt, — aber auch viele Frauen glauben wirklich, daß wir alle jeden Monat einige Tage vermindert leistungsfähig seien. Solche Ideen, deren Wurzeln zu uraltem Aberglauben, in die graue Vorzeit des Menschengeschlechts zurückreichen, spucken immer wieder hinter Verfügungen, die Frauenarbeit „schützen" wollen, sie werden aber selten zugegeben. Es ist eine sehr wichtige Aufgabe aller Mütter, Aerztinnen, Lehrerinnen, die ihnen anvertrauten jungen Mädchen von solchen Ideen zu befreien, ihnen klar zu machen, daß die Menstruation eine normale physiologische Funktion ist, die beschwerdefrei verläuft. Es gibt Frauen, die wirklich zu dieser Zeit leiden, genau wie andere nach jeder Mahlzeit Magenschmerzen haben, aber normal, gesund, ist das nicht. In unzähligen eingehenden Untersuchungen ist versucht worden, irgendeine physiologische Abnormität oder auch nur wesentliche Schwankung von der Norm während der Periode festzustellen, — ohne Erfolg. Z. B. sind Calciumgehalt des Blutes, Basalstoffwechsel usw. unverändert gefunden worden; psychologische Tests zeigen gleichbleibende Ergebnisse; einzig die Körpertemperatur ist, wie die Referentin selber durch lange Reihen von Messungen festgestellt hat, bei vielen Frauen während der Menstruation erhöht um etwa zwei Zehntel Grade Fahrenheit (ca. 0,1 Grad Celsius). Die physiologische Variationsbreite ist aber, z. B. bei körperlicher Anstrengung, bedeutend größer, diese geringe Erhöhung also unwesentlich. Somit zeigen alle solchen Untersuchungen übereinstimmend, daß keinerlei bedeutsame Veränderungen im Organismus nachweisbar sind. Wo Störungen auftreten und ein Krankheitszustand ausgeschlossen ist, ist die beste Kur Erhöhung der Blutzirkulation, also Bewegung, und größte Reinlichkeit (keine Wasserscheu!). Es ist auffallend, daß weitaus die meisten Beschwerden bei wenig beschäftigten Frauen und verzärtelten jungen Mädchen vorkommen. Immer wieder konnten Aerztinnen feststellen, daß mit der Aufklärung über die Harmlosigkeit des ganzen Vorganges behauptete Beschwerden verschwanden. Aber die Vorstellung der weiblichen Minderwertigkeit während dieser Zeit sitzt noch fest verankert in vielen Köpfen und bildet, eingestanden oder nicht, die psychologische Grundlage für viel Minderbewertung und manche „schützende" Gesetzesbestimmung.

(Schluß folgt.)

Meine Nichte „Puppchen".

Eine Charakteristik

von Dr. Franciska Baumgarten.

Puppchen ist ein vierjähriges gesundes, obwohl zartes, gut gepflegtes Berliner Mädchen. Trotzdem sie kein Wunderkind ist, verdient sie dennoch unsere Aufmerksamkeit, verdient, daß wir ihr einen kurzen Augenblick widmen und einen Querschnitt durch ihre kleine Seele machen. Man spricht ja noch immer den kleinen Kindern die Seele ab.

Puppchen hat ein ausgesprochenes Selbstbewußtsein. Trotzdem ihr Name Anlaß zu Verwechslungen mit den bekannten Spielzeugen gibt, versteht sie es, einen deutlichen Strich zwischen ihnen und sich zu ziehen.

Ein achtjähriges Mädchen frägt sie einmal ironisch:

„Du heißt Puppchen, da bist du wohl eine Puppe?"

„Nein", antwortet Puppchen aufgeregt, „ich bin ein Menschenkind".

Sie erlaubt nicht, daß ihr Name auch nur um ein Tüpfelchen geändert wird und als eine Tante sie mal wienerisch „Puppl" nannte, brach sie in Weinen aus: „Ich heiße nicht Puppl' — aber Puppchen." Wie ein Erwachsener reagiert sie auf die Unantastbarkeit ihres Namens.

Sie hat das Bewußtsein, daß sie ein Kind ist und daß es einen großen Unterschied zwischen ihr und den Erwachsenen gibt. Aber auch zwischen Kindern nimmt sie Altersunterschiede wahr. Sie gibt sich Rechenschaft davon, daß ältere Kinder mit ihr nicht gerne spielen und daß sie sich innerhalb von Altersgrenzen halten müsse.

Als eines Tages ein etwa zwölfjähriges Mädchen, das mit einem Besuche kam, in ihr Zimmer trat und mit ihr spielte, sagte sie nachher, noch ganz von dieser Ehrung aufgewegt: „Mariechen ist höchstens fünf, ein großes Schulkind spielt doch nicht mit kleinen Kindern." Um also die Regel ihrer schlechten Erfahrungen mit älteren Kindern aufrecht zu erhalten, hat sie eine Korrektur des Alters der ihr wohlwollenden älteren Spielgefährtin vorgenommen. Die Theorie triumphiert über der Tatsache..

Aber gleichzeitig mit der Grenze nach oben zieht Puppchen auch eine Grenze nach unten zwischen sich und kleineren Kindern.

Als eines Tages von ihrem halbjährigen Vetter, dem dicken Peterchen, die Rede war und man sagte, er wäre noch ein Kind, rief Puppchen entrüstet: „Peterchen ist nicht ein Kind, er ist ein Baby." So wie die älteren Kinder sie geringschätzen, so hat sie für Babys eine ausgesprochene Verachtung. Sie wurde mal gefragt, wie ihr Peterchen gefiele, und da sagte sie mit Achselzucken: „Er hat solche kleine Händchen und sagt nicht guten Morgen." Auch hält es Puppchen für ein Zeichen der Minderwertigkeit der Babys, daß es so lange dauert und Peterchen noch immer nicht laufen kann. Und wenn dann später das fast einjährige Peterchen mit dem gesunden männlichen Instinkt ihr als der Jüngsten seiner Umgebung besondere Sympathie zeigte, ihr mit seinen großen Augen folgte und die dicken Pfötchen entgegenstreckte, drehte sich Puppchen von ihm unwillig ab. Ein langweiliges Volk, diese stummen, hilflosen Babys. —

Mit den Erwachsenen ist es aber auch so eine Sache. Man kann nicht sagen, daß Puppchen von ihnen entzückt ist. Es muß ihr doch wohl manches an ihnen mißfallen, denn eines Tages äußerte sie plötzlich: „Ich möchte nie groß sein, ich möchte immer Kind bleiben." Aber feinfühlig gab sie keine nähere Erklärung dafür und verbarg die Motive dieses wohl sehr begründeten Wunsches.

Puppchen ist artig und gehorsam. Akademisch gebildete Eltern und ein spezielles Kinderfräulein bemühen sich mit allen modernen pädagogischen Mitteln, aus ihr ein gut erzogenes Kind zu machen. Sie gehorcht auf den Wink, ißt, spielt und schläft „nach der Uhr", weint selten, begrüßt nett die bekannten Onkels und Tanten.

Früh lernte sie den Katechismus der guten Kinderstube; „man darf es, man darf es nicht". Die Erwachsenen scheint sie nun in solche einzuteilen, die die Macht haben, zu erlauben, und solche, deren Erlaubnisse nichts gelten. Bringt eine Tante Schokolade und fordert sie auf, zu nehmen, so frägt das Kind noch das Fräulein: „Lila, darf ich es?" Muttis Gebote stehen um einen Grad niedriger, die des Papas noch tiefer. Welche Gefühle für Hierarchie, Autorität, Abhängigkeit walten bereits in dem kleinen Herzen?

Manche Regeln der guten Erziehung scheinen ihr aber doch lästig zu sein. Eine Tante, die ihr oft Spielsachen gibt, begrüßt sie eines Tages mit den Worten: „Hast du mir was mitgebracht?" Das Fräulein tadelt scharf: „Darf denn ein artiges Kind solche Fragen stellen?" Puppchen schweigt beschämt, aber nachträglich geht sie zur Tante und flüstert ihr ins Ohr: „Liebes Tantchen, hast du mir heute was geschenkt?"

Das läßt bei Puppchen eine Schlauheit vermuten und tatsächlich scheint sie es zu sein. Eines Tages wurde sie krank und, besorgt, ließ man den Onkel Doktor, den einzigen unbeliebten Onkel, rufen. Der kam aber nicht so schnell. Und da sagte sie: „Wenn Onkel Doktor kommen wird, da soll man ihm nicht öffnen, da wird er glauben, daß niemand zu Hause ist und wird weggehen."

Neben der Schlauheit hat sie einen ausgesprochen kritischen Sinn. Man kann ihr nichts einreden, man muß ihr alles begründen. Sie denkt logisch, schlußfolgernd. Die Mutter sagte ihr einmal, sie solle dem Fräulein in der Küche etwas ausrichten. Puppchen rührt sich nicht von der Stelle. „Warum gehst du denn nicht?" frägt die Mutter. „Ich habe nicht gehört", antwortet das Kind. Die Mutter ist entrüstet. Eine Lüge!? Ihr Kind hat gelogen! Im Affekt ruft sie dem Kinde zu: „Wenn du keine Ohren hast, so werde ich sie dir abschneiden." Puppchen antwortet mit Phlegma: „Wenn ich keine Ohren habe, kannst du mir sie nicht abschneiden."

Vielleicht bewirkt dieser logische Sinn einen Sinn für Gerechtigkeit, den sie oft zur Schau trägt. Die Mutter sagt eines Tages, um sie zum Essen aufzumuntern, alles mögliche, darunter: „Der Wolf ist auch alles auf, er ist artig." „Was," ruft Puppchen empört und entrüstet aus, „der Wolf ist artig? Wenn er die Großmutter und das Rotkäppchen aufgefressen hat?" Und sie beruhigt sich erst, nachdem die Mama ihr versichert hat, es wäre von einem ganz andern Wolf als dem Rotkäppchenfresser die Rede.

Ist Puppchen gut? Hat sie ein gutes Herz? Die Frage wird hier nur deshalb gestellt, weil im Leben ein gutes Herz so oft eine Hemmung im Vorwärtskommen ist. Nun, es ist sehr schwer, darauf zu antworten, weil Puppchen sehr artig und bereits eine kleine Weltdame ist und gemäß Befehl verschiedenen Besuchen ihre Spielsachen zur Verfügung stellt, aber es findet sich auch ein Zug der Grausamkeit in ihrem kleinen Herzen. Einmal äußert

L'idée marche....

beinahe an Ort. Schaffhausen hat seine **erste Frauenstimmrechtsdebatte** im Großen Rat hinter sich. Das kam so: Es sind nun fast zwei Jahre her, seit die Vereinigung für Frauenstimmrecht eine Petition auf Aenderung der Verfassung einreichte, auf Grund welcher dann das aktive und passive Stimmrecht für Kirchen-, Schul- und Armenangelegenheiten hätte eingeführt werden können. Der Stimmrechtsverband beschränkte sich in seiner Forderung absichtlich auf diese Gebiete, weil ihm anläßlich der Unterschriftensammlung für die schweizerische Petition immer wieder gesagt worden war: ja, für ein beschränktes Stimmrecht — aber für die eigentliche Politik, da sind die Frauen noch nicht reif etc. etc. Trotz verschiedener Versuche, diese Eingabe aus ihrem todähnlichen Schlafe in der regierungsrätlichen Schublade aufzustören, blieb sie dort schön ruhig liegen, denn der in Frage kommende Herr Regierungsrat drückte sich in der Großrat-Debatte folgendermaßen aus: allzu schnell wollen wir auch nicht pressieren!

Da kam ein bestimmter Anlaß hinzu, um die Frage ins Rollen zu bringen. Vor ca. einem Jahr veröffentlichte der Regierungsrat einen Entwurf für ein neues Armen- und Fürsorgegesetz. Dieser Entwurf sieht die Schaffung eigentlicher Fürsorgekommissionen vor, denen Subkommissionen beigegeben werden sollen. Die betreffende Stelle § 4, al. 2 lautet: Die Fürsorgekommission kann einzelnen Mitgliedern oder einer Subkommission besondere Aufgaben zuweisen, z. B. die Jugendfürsorge, Trinkerfürsorge etc., oder auch Personen außerhalb der Kommission, speziell Frauen mit besonderen Aufgaben betrauen. Diese Personen können zu den Verhandlungen der Fürsorgekommission mit beratender Stimme zugezogen werden. (Von uns gesperrt.)

In einer Versammlung des Stimmrechtsvereins, an welcher auch Mitglieder der Exekutive teilnahmen, erklärten die Frauen, daß gerade nun hier die Gelegenheit gegeben wäre, die Frauen mit voller Verantwortung beizuziehen; eine gemeinsame Besprechung der Frauenzentrale und des Erziehungsvereins förderte ebenfalls eine Eingabe zutage, welche die Revision der Verfassung verlangte, damit den Frauen als stimm- u. wahlberechtigten Mitgliedern Zutritt zu den Fürsorgekommissionen gewährt werden könne. Die maßgebenden Kreise aber machen wahltechnische und juristische Gründe geltend, um diese Eingaben abzulehnen. Die sozialdemokratische Partei schlug daher einen andern Weg vor; sie brachte eine Motion Kägi vor den Großen Rat mit folgendem Wortlaut: „Der Regierungsrat wird eingeladen, dem Großen Rat Antrag zu stellen über die Frage, ob nicht Artikel 4 der Kantonsverfassung durch einen Zusatz folgenden Inhalts zu ergänzen sei: Art. 4, Abs. 2: Das Gesetz bestimmt, in welchen Fällen Schweizerbürgerinnen, welche das 20. Altersjahr zurückgelegt haben und die für die Ausübung des Aktivbürgerrechts geltenden Voraussetzungen erfüllen, das aktive und passive Wahlrecht ausüben." Der sehr sachlichen Begründung machte keiner der Diskussionsredner prinzipielle Opposition; einzig der Vertreter der Katholiken verwahrte sich dagegen, daß diese Verfassungserweiterung mehr als ein erster Schritt sein solle, während der Motionär ausdrücklich die Erreichung des vollen aktiven und passiven Stimmrechts als Endziel darstellte. So wurde die Motion von der Regierung entgegengenommen, allerdings verwahrte sie sich vorsichtig dagegen, daß derjenige kein guter Demokrat sei, welcher nicht für das Stimmrecht der Frauen einstehe. Aus der Diskussion, die ruhig verlief und kaum neue Gesichtspunkte zutage förderte, sei nur noch erwähnt, daß die Ansicht vertreten wurde, den Frauen sei mit dem passiven Wahlrecht viel mehr gedient als mit dem aktiven; in den Behörden und Aemtern können die Frauen zeigen, was sie zu leisten imstande sind. Für Kirchenfragen wäre allerdings das aktive und passive Frauenstimmrecht am Platze! Dieses gütige Entgegenkommen in Kirchenangelegenheiten erinnert die Berichterstatterin an ein kleines Mädchen, welches gewöhnlich das Weiche eines Brotstückes aufaß, die Rinde dann seinem Schwesterchen hinhielt und freundlich sagte: willst du ein wenig Brot, ich mag das nicht mehr.

An uns liegt es nun, dafür zu sorgen, daß die Motion nicht vergessen werde und daß sie den Frauen die Möglichkeit bringe, bei der Neuregelung unseres Fürsorgewesens mitzuarbeiten.

R. K.-F.

Lebensformen der Arbeiterfamilie.

In Basel haben wieder die bereits von uns angezeigten Vorträge der Basler Frauenzentrale angefangen. Den Beginn machte, wie wir der „Nationalzeitung" entnehmen, Frl. M. von Orelli mit einem tiefergreifenden, aus warmen mitfühlenden Herzen und reicher Erfahrung wirklichen Mitlebens stammenden Referat über die Lebensformen der Arbeiterfamilie, die dem Großteil unserer Gebildeten dunkler seien als das Leben fremder Rassen und Erdteile. Die Sprecherin berücksichtigte vor allem die Situation des ungelernten Arbeiters, des Entwurzelten, Heimatlosen, der einfach der Arbeitsmöglichkeit nachziehen muß.

Ein düsteres Bild! Zunächst sein Rahmen: die Wohnung in der Mietskaserne, viel zu eng, unerquicklich, da in ihr die Spiel- und Arbeitsmöglichkeit durch ständige Angst vor Beschwerden der Nachbarn tausendfach beschränkt ist — und doch schwere Opfer fordernd, bloß um Obdach zu haben! Die Möbel oft von unechter Eleganz, ohne persönliche Note, dazu meist auf Abzahlung gekauft; für manchen ein böses System. Gemütlich wirkt meist nur die Küche, der eigentliche Wohnraum.

In diese „Welt ohne Raum" wird das Kind hineingeboren, in unvermeidlichen Lärm, der abends nach Arbeitsschluß einsetzt, wenn die Kleinen schlafen sollten. Arbeit von früh an; selbst im Spiel, das auf Hof und Straße beschränkt ist, ernste Sachlichkeit! Es tobt die Zeit nach der Schule, oft gefährlich für die junge Arbeiterin, die in eintöniger Arbeit sich nach dem „ganz andern" sehnt. Sie will aber nicht nur spielen, sondern heiraten; denn das Familienleben daheim ist oft wenig erquicklich mit seinen durch verschiedene Arbeitsschichten bedingten Verzettelung der Essens- und Schlafzeiten. Eine Familienmutter muß Unglaubliches leisten, wenn sie etwas wie Behagen ins Heim bringen will.

Schwer ist das Leben der Frau, vor allem dann, wenn sie neben der Sorge für den Haushalt auch noch dem Erwerb nachgehen muß: 13stündige Arbeitstage sind in diesem Fall für Familienmütter die Regel. Es gibt Frauen, die ein Wochenbett im Frauenspital direkt als Ferienerholung begrüßen. Eigentliche Ferien scheitern oft an der Unentbehrlichkeit der Hausfrau und Mutter.

Aber auch die Ferien des Mannes und erwachsener Kinder sind spärlich. Jedenfalls kann die Familie selten gemeinsame Ferien verleben. Die Rednerin anerkennt die Wohltat der Ferienversorgung der Schulingend durchaus, fragt aber mit bitterem Ernst: wie können wir, die zusammen in die Ferien gehen, für diese Nothilfe eine so überschwängliche Dankbarkeit verlangen, wie sie oft gefordert wird?

Furchtbar schwer hängt auch die Drohung von Krankheit und Tod des Vaters oder der Mutter über diesen Armen, bedeutet sie doch oft: Auflösung der Familie!

Die Arbeit in der Fabrik fordert in ihrer Seelenlosigkeit unbedingt Kompensation durch Freizeitunterhaltung: Pflanzland im Sommer, oft Tierzucht, der viel Liebe geschenkt wird, Spiel in der Familie, bei einer kleinen Minderheit politische Betätigung — sonst: Sport und Handorgeln bei der Jugend, bei allen Wirtschaft und Kino. In unserer missions- und gebefreudigen Stadt sollten die einst gut besuchten Feierabendstunden in den Arbeiterquartieren, die Gelegenheit zu alkoholfreier Unterhaltung boten, unbedingt wieder entstehen!

Der Seele des Proletariers und damit seiner Familie — so schloß Frl. von Orelli ihren Vortrag — kann wohl vor allem nur eine menschlichere, gerechtere Ordnung der Dinge helfen. Sie kommt und muß kommen: allmählich, nicht durch plötzlichen Umschwung. Und unsere, der Gebildeten, Aufgabe soll sein: das Recht der Armen sehen und mit Wort und Tat dafür einstehen.

Weibliche Anwälte als Verteidigerinnen.

In der Tschechoslowakei haben sich kürzlich zwei weibliche Anwälte vor Gerichtshöfen als Verteidigerinnen von Soldaten ausgezeichnet, die militärischer Vergehen angeklagt waren, also auf einem Gebiet, das für Frauen bis vor kurzem noch als ganz ungeeignet galt. Josefine Ladikowa verteidigte in Pilsen einen Soldaten, der der Einberufung nicht Folge geleistet hatte und erreichte seine Freisprechung. Wlasta Honzakowa verteidigte einen Deserteur in Königgrätz, der wegen wiederholter Fahnenflucht zum Tode verurteilt werden sollte. Seine Verteidigerin erreichte, daß nur auf eine Gefängnisstrafe erkannt wurde.

In diesem Zusammenhang mag auch erwähnt werden, daß die Verteidigung des Attentäters Basti, der vor einem halben Jahr den Anschlag auf den italienischen Generalkonsul in Zürich verübt hat, durch eine Frau: Frl. Marga Wertheimer, eine junge Zürcher Juristin, weit herum in unserem Lande Aufsehen erregt hat.

Liste der weiblichen Delegationsmitglieder an der diesjährigen 12. Völkerbundsversammlung.

Dänemark: Fröken Henni Forchhammer, Stellv. Delegierte.

Deutschland: Frau Dr. von Zahn-Harnack, Techn. Sachverständige. Frau Pünder.

Großbritannien: Mrs. Alfred Lyttelton, Stellv. Delegierte.

Kanada: Mrs. Henry Pemberton Plumptre, Delegierte.

Litauen: Mme. Ciurlionis, Stellv. Delegierte.

Niederlande: Mme. Kluyver, Techn. Sachverständige. Mme. Schönfeldt-Polano, Techn. Sachverständige.

Norwegen: Dr. Ingeborg Aas, Stellv. Delegierte.

Polen: Mme. Szelagowska, Stellv. Delegierte.

Rumänien: Mlle. Vacaresco, Stellv. Delegierte. Prinzessin A. Cantacuzène, Techn. Sachverständige.

Schweden: Fröken Kerstin Hesselgren, Stellv. Delegierte.

Spanien: Mme. Clara Campoamor, Stellv. Delegierte.

Ungarn: Gräfin Albert Apponyi, Stellv. Delegierte.

Australien: Dr. Ethel Osborne, Stellv. Delegierte.

Oesterreich: Frau von Matsch, Techn. Sachverständige.

Chile: Mme. M. Vergara, Techn. Sachverständige.

Tschechoslowakei: Mme. F. Plaminkova, Senatorin, Stellv. Delegierte.

Das sind 19 Frauen, die 16 Länder vertreten. Bemerkenswert ist, daß Oesterreich, Spanien, Polen, die Tschechoslowakei und Chile zum erstenmale Frauen nach Genf gesandt haben. Dagegen hat dies Jahr Finnland bedauerlicherweise darauf verzichtet, eine Frau nach Genf abzuordnen.

Was nun die Vertretung der Frauen in den einzelnen Kommissionen der Völkerbundsversammlung anbetrifft, so wird dies Jahr keine Kommission durch eine Frau präsidiert, wie das letztes Jahr der Fall war. Immerhin ist Mlle. Hesselgren (Schweden) zur Vizepräsidentin der 5. Kommission (humanitäre Fragen) gewählt worden, wie auch in derselben Kommission die Gräfin Apponyi als Berichterstatterin für die Fragen des Kinderschutzes ernannt wurde. Mme. Szelagowska (Polen) ist die einzige Frau, die in der dritten Kommission (Abrüstung) und Mme. Kluyver (Niederlande), die in der 4. Kommission (Finanzen) sitzt. Die meisten Frauen sind der Tradition gemäß, in der 5. Kommission (soziale und humanitäre Fragen) zu finden, aber viele von ihnen sind in die erste Kommission delegiert worden im Moemente, wo in derselben die Frage über die Nationalität der verheirateten Frau zur Behandlung kommen wird. Dr. Ethel Osborne (Australien) und Mrs. Plumptre (Kanada) sind beide Mitglieder der 2. Kommission (hygienische und ökonomische Fragen).

Gedanken über den Weltplanungskongreß in Amsterdam.

In der letzten Augustwoche fand unter den Auspizien der J. R. J. in Amsterdam ein Kongreß für Weltplanung statt, an welchem die Schreiberin teilnahm. Seit 1922 besuche ich regelmäßig die Konferenzen dieser internationalen Vereinigung für Bestgestaltung der Arbeit in Betrieben. Ich habe immer sehr viel neue Anregungen mit heim genommen, habe viele interessante Menschen bei diesen Gelegenheiten kennen gelernt, so daß ich sehr gespannt auf diese neue Zusammenkunft war. Bisher hatte man allerdings die Verhandlungsthemen nicht so weltumfassend gestellt, sondern sich mehr mit den Fragen beschäftigt, die das Arbeitsleben, d. h. das Verhältnis des Arbeitnehmers zum Arbeitgeber, des Arbeiters zum Arbeitsplatz berühren. Von allem Anfang an, d. h. seit den Zusammenkünften in Argéronne, Wijsingen, Cambridge, Elman war es den Teilnehmern der Konferenzen darum zu tun gewesen, darüber zu beraten, auf welche Weise die verschiedenen, in Fabrikbetrieben beschäftigten Menschen zu besserem Verständnis zu einander gelangen könnten. Natürlich stieß man im Verlaufe dieser Besprechungen, an denen Menschen aus vielerlei Kreisen und Ländern teilnahmen, Praktiker und Theoretiker, immer wieder auf Probleme der Weltkonjunktur, auf verschiedene Weltanschauungen. Die ideale Plattform der J. R. J., die keine konfessionellen, politischen oder nationalen Besonderheiten in den Vordergrund stellte, ließ es zu, daß alle Diskussionen in möglichst leidenschaftsloser Weise geschehen konnten. Es war also leicht verständlich, daß in den Kreisen der J. R. J. besonders von amerikanischer Seite der Wunsch geweckt wurde, größere Probleme, so wie die oben genannten in den Kreis der Konferenzberatungen einzubeziehen und berufene Referenten dafür zu gewinnen.

Dies geschah nun an dem „Weltplanungskongreß" in Amsterdam.

Bedeutende Redner von Deutschland, Oesterreich, Frankreich, England, Amerika und sogar aus Sovietrußland sprachen während einer Woche über folgende Themen:

Die gegenwärtige Paradoxie — Arbeitslosigkeit inmitten wirtschaftlichen Fortschrittes. (Dr. Max Lazard, Paris; Dr. Otto Neurath, Wien; Dr. F. C. Benham, London; Prof. Dr. R. Wilbrandt, Dresden.)

Prinzipien und Anwendbarkeit wirtschaftlicher Planung. (Dr. H. S. Person, New York; Hugo v. Haan, Genf; Dr. Heinz Ludwig, Berlin, u. a.m.)

Das Problem der Planwirtschaft. Dr. Lewis L. Lorwin, Washington; Prof. J. B. Tayler, Peiping, China; u. a.)

Erfahrung in wirtschaftlicher Planung in der Landwirtschaft und Industrie der Union der Sovietrepubliken. (Valery V. Obolensky-Ossinsky; Salomon Ronin; Arora Gaister; Ivan Kraval; Alexander Cohn — alles führende Mitglieder der russischen Regierung.)

Notwendigkeit und Wege internationaler Wirtschaftsplanung. (Prof. Dr. M. Palyi, Berlin; Prof. Patterson, Philadelphia; Hugh Quigley, England; Edward A. Filene, Boston; Prof. Chamberlain, New York.)

Lebensstandard — die Resultate von Produktionskapazität und Kaufkraft. (Albert Thomas, Int. Arbeitsamt; F. Naphtali, Berlin; Prof. Dr. Wunderlich, Berlin.)

Alle diese ausgezeichneten Vorträge, Darstellungen und Anklagen haben in ihrer Gesamtheit den Eindruck hinterlassen, daß die Welt heute die Geburtswehen einer neuen Zeit durchmacht. Einige Referenten haben auf die Verelendung der Massen durch die wachsende Arbeitslosigkeit, die wie eine ansteckende Krankheit um sich greift, hingewiesen. Sie reduziert die Kaufkraft der Massen und vermindert ständig die Arbeitsmöglichkeit, weil die Produkte keine Abnehmer mehr finden.

Auch die Landwirtschaft ist von einer ähnlichen Krise ergriffen. Das Mißverhältnis von Produktions- und Kaufkraft wirkt naturgemäß aufreizend. Ist es nicht furchtbar, daß die Menschen bei vollen Scheunen Hunger leiden! In einer Zeit, da in Deutschland, Oesterreich und England und in gewissem Maße auch in der Schweiz weite Kreise kaum das Allernotwendigste zum Leben kaufen können, erweckt die Nachricht, daß man anderorts den Ueberfluß an Weizen, Kaffee, Lachs, Baumwolle vernichten müsse, tiefes Bedauern.

Wenn man zur gleichen Zeit feststellt, daß die Schiffe und Eisenbahnen darunter leiden, weil sie keinen Frachtverkehr mehr haben und daß anderseits ungeheure Kapitalien in den Bankgewölben liegen und nicht rollen, wie es ihre Bestimmung wäre, dann muß doch auch der einfachste Mensch es verstehen, daß es in der Weltorganisation nicht mehr klappt. Viele machen den Kapitalismus dafür haftbar, daß die Welt heute so schlimm dasteht, während andere wissen, daß auch in der sozialistischen oder kommunistischen Organisation die Menschen ihre angeborenen und seit Jahrhunderten gleichbleibenden Fehler behalten. Erleben wir modernen Menschen nicht abermals die Tage des Turmbaus zu Babel mit der damaligen Unmöglichkeit, sich gegenseitig zu verstehen? Die Menschen reden aneinander vorbei, sind durch Selbstsucht verblendet und wollen nicht erfassen, daß die Welt nur dann vorwärts kommen kann, wenn jeder Einzelne Anspruch auf ein Mindestmaß an Gütern und Freude hat.

Am Kongreß in Amsterdam sind natürlich auch Rezepte gegeben worden, wie man aus der Krise herauskomme.

Der Wiener Professor Neurath hat zuerst dargestellt, wie ungeheuer groß heute die Produktionskapazität sei, so daß man gewaltige Men-

---

sie plötzlich im Gespräche über ein bekanntes Baby: „Ich werde das Fenster in meinem Zimmer aufmachen und den Schreihals nehmen und ihn aus dem Fenster werfen." Die Begeisterung und die Mimik dabei! Ein reines Gutieren an der Tat! Hat sie aber das Bewußtsein dessen, was sie sagte?

Puppchen ist ein Großstadtkind, weiß was Elektrische, Telephon, Luftschiff, Radio ist, weiß, daß es Städte wie Berlin, Kopenhagen und Paris gibt (da dort ihre „richtigen" Tanten wohnen), aber dafür zeigt sie andere Blößen ihrer Bildung. Vor kurzem sagte ihr eine Tante, sie fahre nach der Schweiz und preist ihr das Land an:

„Weißt du, Puppchen, dort ist eine schöne reine Luft und da gibt es immer frische, gute Milch".

„Ach so," sagt Puppchen und nickt verständnisvoll, „da ist dort der Bolle (die bekannte Berliner Molkerei) auch da." —

Mit Beschämung muß hier festgestellt werden, daß Puppchen den Bollewagen für eine Milchspenderin hält. Mag sie auch gehört haben, daß die Kuh Milch gibt, so ist doch der „Bolle" den sie täglich läuten hört, für sie die Realität.

Auch mit der Sprache ist sie noch nicht auf der Höhe. Die „Illustrierte" nennt sie noch immer „Ilusierete", aber nicht um Aussprache handelt es sich hier, die nur das Aeußere der Sprache betrifft. Puppchen ist der Sprachschatz viel zu ärmlich und sie — statt sich in der Beschränkung als Meister zu zeigen — bildet neue Worte. Einst hörte sie, daß eine Tante sich vom Onkel getrennt, einen zweiten Mann bekommen hat, und sie fragte verwundert: „Hat Tante „umgeheiratet"? Und manchmal bekennt sie auch die Dinge so merkwürdig. Als sie den Papa zum ersten Male im Badeanzug sah, schaute sie ihn eine Weile deutzt an, scheinbar einen Ausdruck für diesen sonderbaren Anblick suchend, und stieß endlich aus: „Papa, du siehst so raffiniert aus".

Zuweilen befaßt sich Puppchen mit viel ernsteren Fragen. Es kommt ihr zum Bewußtsein, daß man verschiedene, früher lebendig gewesene Geschöpfe ißt. Das Hühnchen auf dem Hof und das Hühnchen auf dem Teller, das wäre dasselbe. Sie erklärt nun einmal, „das nette Hühnchen" nicht essen zu wollen.

Dieser spontane Ausdruck der Menschlichkeit des Kindes wird jedoch von den Erwachsenen verdrängt. Man redet zu, man animiert und das Kind gleitet in dieselben Bahnen der Tierfresserei, wie der Erwachsene. (Wieviel anders könnte es auf der Welt sein, würden solche Regungen nicht unterdrückt). Aber sie bleibt trotzdem unmutig und frägt weiter:

„Mutti, hast du schon einmal einen geschlachteten Hund gegessen?"

„Nein, man ißt die Hunde nicht."

„Warum ist man keinen geschlachteten Hund?"

„Weil der Hund ein Freund der Menschen ist."

Aber Puppchen begreift diese Einteilung in Freunde und Feinde schlecht, sie liebt alle Tiere. Als sie eines Tages ein Luftschiff sieht, sagt sie ganz bekümmert zu der Mutter: „Wenn der Flieger oben fliegt, so kann er doch die Vögel überfahren!" — Der Zufall wollte es, daß in den nächsten Tagen die Zeitungen meldeten, ein englisches Luftschiff sei in einen Schwarm Tauben hineingefahren und 12 Tauben seien tot zur Erde gefallen.

Auch eine andere Frage plagt sie. Woher kommen denn alle die Babys? Das Märchen vom Storch wurde ihr gelüftig, wohl aus einem Bilderbuch. Bei einem Märchen von einem jungen Reh sieht sie plötzlich: „der Rehstorch" hat es gebracht, nicht?" Es erwies sich, daß ein „Pferdestorch", „Kuhstorch", „Kamelstorch" und andere Störche in ihrer Vorstellungswelt leben. Aber nun wurde sie aufmerksam. Anfang Herbst erzählte die Mutter, all die schönen Vögel, Schwalben, Nachtigallen, Störche fliegen fort und kommen erst im Frühling zurück. Besorgt fragt sie nun: „Wer bringt denn im Winter die Babys?" Das schöne Märchen mußte nun korrigiert werden. Auch hörte sie Gespräche über Tanten, die sich verheiratet hatten. Und da kam es: „Mutti, muß man verheiratet sein, wenn man Kinder kriegt?" — „Ja" — „Warst du verheiratet, wie ich kam?" — „Ja." — „Kam ich gleich ins Verheiratshaus?", — unendliche Reihe von Fragen... Ein schönes Material für die Psychoanalytiker.

Auch soziale Fragen kennt Puppchen schon genau. Es kommen ihr viele Bedenken rein sozialer Natur in den Sinn. „Die Lotte (die nächste Nachbarin — die Bäckerstochter) verkauft im Laden und die Käte verkauft im Laden, warum verkaufe ich nichts?" frägt sie verwundert. Ist das ein bewußter Einblick in die sozialen Verhältnisse oder ist dies nur die Wahrnehmung der „Ungleichmäßigkeit" des „Weltgeschehens", wie es die Philosophen nennen? Wer kann es sagen? Aber von einem gibt sie sich schon jetzt Rechenschaft: daß es Arme und Reiche gibt. Reiche sind solche, die den Armen Geld geben. Jedesmal, wenn Mutti der Aufwartefrau bezahlt, sagt Puppchen beruhigt: „Jetzt hat du ihr Geld gegeben, jetzt ist sie nicht mehr arm." Der Bettler auf der Straße ist für sie ein Problem — man gibt ihm immer Geld und er bettelt weiter. Einst frug sie, nachdem sie einen beschenkt hatte: „Ist er noch immer arm? Wieviel Mark muß man ihm geben, daß er nicht mehr arm ist?" Dies ist für sie ein lebendiges Rätsel, denn unerwartet stellt sie die Frage: „Mutti, sind wir reich oder arm?"

Und einmal erklärt sie beim Frühstück plötzlich: „Ich möchte, daß alle Leute reich sind."

Trotzalledem weist Puppchen gar keine Neigung für sonstige sozialistische und kommunistische Lehren auf und das Privateigentum ist ihr eine Heiligkeit. „Mein Zimmer", „meine Mutti", „meine Puppen". Auf ihre Anrechte darauf weiß sie zu bestehen. Auch scheint sie bereits von der Habgier der andern Menschen etwas wahrgenommen zu haben und traut den andern nicht allzusehr. Als ihr eine Tante ein Spielzeug brachte und Puppchen gleich darauf spazieren ging, bestand sie darauf, daß die Spielsache aus dem Wohnzimmer in ihr Zimmer gebracht wurde. Haben trübe Erfahrungen dieses Mißtrauen geweckt oder ist das der Ausdruck des Urphänomens — des Eigentumsgefühls?

Viele solcher Fragen vermögen wir nicht zu beantworten, denn wir sehen im Geiste des Kindes nur die Elemente, die wir bei uns selbst durch Selbstbeobachtung und strengere psychologische Methoden herausgeschält haben. Wieviel davon projizieren wir ungerechterweise in das Kind? Wie vieles sehen wir in ihm gar nicht und es entgeht uns gänzlich oder wird mißverstanden? Wer mag es beurteilen?

Die Seele des Kindes ist für uns Erwachsene doch noch ein dunkler Wald. —

Unsere Mundart.

Seit Jahren beschäftigen mich die für unsern Dialekt bestehenden Gefahren und die Frage, was dagegen getan werden könnte; seit Wochen hatte ich die Absicht, mich durch einen Zeitungsartikel an einen weitern Kreis zu wenden und von meinen Beobachtungen und Befürchtungen zu sprechen. Nun ist mir Herr Robert von Planta durch seinen Artikel: „Vom Daseinskampf des Schweizerdeutschen" in der Neuen Zürcher Zeitung (No. 1153, 1161, 1167) zuvorgekommen, und ich möchte nicht unterlassen zu bemerken, mit welcher Freude ich seinen Ausführungen gefolgt bin und in wie weitgehendem Maße ich mit seinen Ansichten übereinstimme.

Mein erster Gedanke war, diese Zeilen nun unge-

gen von Gütern — landwirtschaftliche und industrielle Waren — produzieren könne. Der verfügbare Frachtraum übersteige weit dasjenige, was heute ausgenützt werde. Wir müssen lernen, mit Waren, Arbeitskraft und Frachtraum Austausch zu treiben; die Geldrechnung wird abgelehnt und an deren Stelle die Naturalleistung gesetzt.

Der große Kaufmann Filene kommt zum Schlusse, daß durch Massenproduktion die Löhne gesteigert, die Produkte verbilligt und dadurch die Kaufkraft gewaltig erhöht werden könne. Ford hat jahrelang diese Theorie in die Praxis umgesetzt und damit das Automobil zu einer „Notwendigkeit des Lebens" gestempelt. Dieses Beispiel ließe sich natürlich vermehren. Man denke an den Siegeszug des Seidenstrumpfes, des Radio und Grammophon. Nur durch Massenverbrauch konnten die Hersteller diese Produkte billig auf den Markt werfen; die hoch bezahlten amerikanischen Arbeiter konnten sich diesen Luxus leisten.

Die russischen Delegierten, mit Spannung angehört, glauben, daß sie durch allgemeine Planwirtschaft, durch Enteignung des Privateigentums, durch kollektive Landwirtschaft das Mittel gefunden haben, die Welt besser zu machen. Die Sowjetdelegierten halten die heutige Weltlage für die Krisis des Kapitalismus und verweisen auf den Umstand, daß heute in Rußland keine Arbeitslosigkeit existiere. In einer 134 Seiten starken Broschüre werden den Kongreßteilnehmern die Grundzüge und bisherigen Erfolge des Fünfjahrplanes dargelegt. Bei der Beurteilung der mündlichen Berichte und schriftlichen Unterlagen ist natürlich in Betracht zu ziehen, daß Rußland ein Volk von 150 Millionen Seelen besitzt und vor der Revolution noch auf weiten Distrikten Verhältnisse besaß, die mit den europäischen bei weitem nicht zu vergleichen waren. Die ganze Umstellung und Durchorganisierung des ungeheuren Reiches braucht Zeit und Erfahrung. Nach meiner Ueberzeugung wird in absehbarer Zeit die sowjetrussische Industrie Europa und Amerika ungeheure Konkurrenz machen. Das ganze russische Problem ist ohne Zweifel sehr interessant und kann keinesfalls mit ein paar Worten abgetan werden. Es kam an der Konferenz in Amsterdam einige Male zu ziemlich erregten Debatten zwischen den Anhängern der verschiedenen Weltanschauungen. Die Sowjetrussen haben sich hier überhaupt zum erstenmal zu Diskussionen zur Verfügung gestellt. Sie luden den Kongreß ein, sich persönlich von der Wahrheit ihrer Schilderungen in Rußland zu überzeugen. Sie versprachen in persönlichen Besprechungen, uns alles zu zeigen, was wir wünschen und noch mehr dazu. Die Botschaft hör' ich wohl, doch fehlet mir der Glaube! Nur wenn man die russische Sprache vollkommen beherrscht und seine Studien ohne behördliche Aufsicht machen kann, und genügend Zeit zur Verfügung hat, wird es einem vielleicht gelingen, einen richtigen Einblick in die sowjetrussischen Verhältnisse zu bekommen. Daß die Schwierigkeiten ungeheuer groß sind, die sich der Durchführung des ersten und zweiten Fünfjahrplanes entgegenstemmen, geben die Russen übrigens ohne weiteres zu. Sie glauben aber, bis in wenigen Jahren eigene tüchtige Ingenieure und Wissenschaftler zu besitzen, um ihre gewaltige Industrie vorwärts zu bringen. Der Führer der Delegation, Ossinsky, hat darauf hingewiesen, daß in Rußland, wie übrigens in der ganzen Welt, die Elektrifizierung eine ungeheure Hilfe bilde, um den Fortschritt rascher in die Wege zu leiten und die Produktion zu erhöhen.

Von deutscher Seite (Prof. Dr. Wunderlich) wurde darauf hingewiesen, daß die Produktionskapazität allein nicht genüge; daß nur ein möglichst hohe Lebensstandard der Massen mit gleichmäßiger Einkommensverteilung den Gütern den Absatz und Verbrauch sichere. Nicht das ist von Interesse, daß Rußland die Zuckerproduktion vervielfacht, sondern ob dieser Zucker vom russischen Volk, das immer noch den niedrigsten Zuckerkonsum von Europa aufweist, verzehrt wird. Wird dieser Zucker produziert, um auf dem Wege des Dumping ins Ausland verschleudert zu werden, so ist das etwas Aehnliches, wie eine Rüstungsproduktion.

Planwirtschaft ist ein ungeheuer schwieriges Problem. Es kann da zu einer neuen Klassenfront — Produzent kontra Konsument — kommen. Ferner zeigt der Kommunal-Sozialismus an Stelle der Klassenkämpfe Kämpfe der Abteilungen und Berufsgruppen untereinander.

Was wir im Augenblick brauchen, ist eine Korrektur der Verkehrswirtschaft, sowohl zur Vermeidung von Kapital-Fehlleitungen als auch zur Sicherung des Lebensbedarfes und zur Beseitigung des Risikos für Unversorgte.

Es stellt sich die Frage, wie weit dringliche Lebensbedürfnisse von öffentlichen Körperschaften befriedigt werden sollen; z. B. Elektrizitätswerke, Gaswerke, Konsumvereine etc. Bei einer Sicherstellung des Existenzbedarfes ist das Problem zu prüfen, daß der Arbeitswille nicht geschwächt wird. (Arbeitslosenversicherung, Unfallversicherung etc.)

Abgesehen von den mancherlei theoretischen Vorschlägen zur Planung, von denen man nun wieder Wunder erhofft, sind von anderer Seite auch ethische Forderungen in die Diskussion gestellt worden. Ein Vertreter des Internationalen Arbeitsamtes, Herr von Haan, hat von einer Götterdämmerung gesprochen: Aufgehende Götter — absterbende Götter. Das sind Kapitalismus — Kommunismus, Rationalisierung, Geld, Macht, Ansehen.

Neue Anschauungen brechen sich Bahn; man will nicht mehr, daß Menschen Hunger leiden, während andere sich übersüttern. Ein Durst nach Ordnung und Gerechtigkeit lebt in der Welt, erfüllt unsere junge Generation. Die Welt braucht nicht neue Worte, sondern einen neuen Geist. Es ist falsch, äußerlich Ordnung bringen zu wollen; wir müssen es innerlich begreifen, daß es darauf ankommt, eine Geisteswandlung anzubahnen. Sowohl der Kapitalismus als auch der Sowjetkommunismus sind Mächte, beide haben als Wirkung die Unterdrückung. Es muß eine Umstellung der Geister, eine Revision der Motive erfolgen. Nur dann wird das Vertrauen wieder kommen. Letzten Endes ist die heutige Krise eine Vertrauenskrise. Jedermann hat Angst, sein Geld zu verlieren, wagt nichts mehr, nimmt seine Kapitalien von der Bank und verliert sie vielleicht doch. Wo ist der Mensch, der mit den heute stillliegenden Schiffen die Ueberproduktion von Gütern holt und den hungernden Menschen damit neue Lebenskraft und Mut schenkt? Wo sind die weitschauenden Regierungen, die Werke schaffen, statt Almosen zu geben? Die Welt sehnt sich nach wirklichem Frieden und Ordnung, in denen Handel und Wandel wieder blühen können.

E. Z.-Sp.

Stimmen aus dem Leserkreis.

Eine Kirche als Tanzstudio...

Es handelt sich um das zu klein gewordene, ausgediente Kirchlein von Fluntern in Zürich, das vor Jahren von der Kirchgemeinde Fluntern an die Stadt verkauft wurde. Die Stadtverwaltung hat dasselbe nun auf fünf Jahre der Tänzerin Trudi Schoop vermietet. Selbstverständlich erhob sich beim Bekanntwerden des Mietvertrages ein großes Pro und Contra, besonders in der Kirchgemeinde Fluntern, wo viele Menschen ihre tiefsten Augenblicke im Kirchlein erlebt haben. Dr. Häberlein hat dagegen Einsprache erhoben und die Angelegenheit ist im Stadtrat zur Sprache gekommen. — Der einzelne Mensch kann in einer öffentlichen Sache nicht Klärung und Lösung herbeiführen, aber er kann treu zu seiner Ueberzeugung, zu seinem Gefühl stehen. Gefühle lassen sich bekanntlich nicht diskutieren, sie sind aber nichts destoweniger berechtigt. Ist nicht einem jeden von uns im Innersten der Gedanke, daß eine Kirche als Tanzstudio dienen soll, wenn nicht zuwider so doch unbehaglich? Es gibt Dinge im Leben, die aus tieferen Regionen herrühren als diskutable Meinungen und Ansichten. Man nennt sie das Gewissen. Und wir dürfen nicht vergessen, daß diese innere Stimme Umwälzungen auf geistigem Gebiet hervorbrachte, die durch keine andere Macht der Welt zustande gekommen wären. Halten wir uns an diese innere Stimme, auch wenn andere mitleidig lächelnd die Achseln zucken. Sie allein bildet den Weg zum Aufbau des Wahren und Guten im menschlichen Leben. E. A. P.

Von Büchern.

Befreien und Binden als Problem der Schule von heute.

Vortrag gehalten am 25. Schweiz. Lehrertag in Basel von Helene Stucki.

Der Vortrag von Frl. Stucki, der seinerzeit auch in unserm Blatte so begeisterte Anerkennung gefunden hat, ist nun im Drucke erschienen. Wir möchten dies unsern Leserinnen nur schnell kurz anzeigen und uns vorbehalten, später, wenn die Berichterstattung über die Verhandlungen der Generalversammlung des Bundes schweiz. Frauenvereine erledigt sein wird und uns somit wieder mehr Raum zur Verfügung steht, ausführlicher darauf zurückzukommen. Der Vortrag ist erschienen im Verlag des schweiz. Lehrerinnen- und Arbeitslehrerinnenvereins und kann auch bei Frl. Stucki direkt zum Preise von 50 Rp. zuzüglich Porto bezogen werden. Wir empfehlen den Vortrag schon heute auch allen Nichtlehrerinnen, namentlich den Müttern; sie ersehen daraus, welche Probleme heute die Schule und mit ihr unsere Lehrer und Lehrerinnen zu bewältigen haben, nicht nur Probleme des Unterrichtsstoffes, sondern vor allem der Pädagogik und der Psychologie. Unsere Lehrerschaft ist nicht darum zu beneiden; aber es mag den Müttern und Vätern eine große Beruhigung sein, zu erfahren, mit welchem Ernst und welchem Verantwortungsbewußtsein sie den ihnen anvertrauten Seelen gegenübertritt.

„Sie sucht und strebt und irrt..."

Ein Beitrag zur Frauenfrage von Elisabeth Thommen. Verlag Dr. Oprecht und Helbling A.-G. Zürich. Zu beziehen durch die Buchhandlungen und zum Preise von 50 Rp. bei der Zentralstelle für Frauenberufe in Zürich, Schanzengraben 28.

Es ist kein Zufall, daß sich gerade die Zentralstelle für Frauenberufe für den Vertrieb des Schriftchens von Frau Elisabeth Thommen, der uns allen wohlbekannten Kämpferin für die Befreiung der Frau, einsetzt. In nachdenklicher und doch leicht faßlicher Form spricht sie von dem großen Problem der heutigen Frau, das da heißt **„Berufsarbeit"**, manches Beherzigenswerte, manches Ernsthafte und wohl zu Beachtende darüber sagend. Sie beleuchtet die Schwierigkeiten und Nöte, die mit dieser in das Frauenleben gekommen sind, sie spricht von dem Reichtum und der Beglückung einerseits, von der Unbefriedigtheit und dem Unausgefülltsein, andererseits, von den Konflikten, in die das Liebesleben der Frau mit der Berufsarbeit gerät, von der „Flucht in die Ehe", in der so manche Erlösung von ungeliebter Berufsarbeit zu finden hofft, von der Neu-Einstellung des Mannes zur Berufsarbeit der Frau — oder wenigstens von seinem Sollen — von den Schwierigkeiten, die der Frau im heutigen Wirtschaftsleben entgegenstehen, ihre Bekämpfung durch den Mann als seiner Konkurrentin, ihre bei gleicher Arbeitsleistung doch immer mindere Bezahlung, die Verschlossenheit ihrer Aufstiegsmöglichkeiten, die Schwere der Doppelbelastung von Beruf und Ehe usw., alles Probleme, die so tief in unser aller Leben eingreifen, daß wohl eine jede von uns sich mit ihnen in irgend einer Form auseinander zu setzen hat. „Für den Mann existiert nur eine Lebensform, sagt Elisabeth Thommen zum Schluß: Der Beruf, die Arbeit! Männer, die nicht arbeiten, oder nur ein bißchen, sind verschwindende Ausnahmen. Für die Frau aber existieren die mannigfaltigsten Lebensformen: ganze, halbe und Zwischenformen. Der Frau ist der Beruf, die Arbeit noch lange nicht einzige Lebensform geworden und kann es vielleicht, ihrer Naturgebundenheit wegen, auch nicht werden. Für die Frau spielt das private Leben — und die Liebe! — eine Rolle, wie der Mann sie nie kennt, noch anerkennt. Für ihn bedeutet „heiraten" keinerlei grundlegende Umwälzung seiner Lebens- noch seiner Arbeitsweise, für die Frau aber die Ehe allermeist eine ganz andere Lebensbasis.

So steht die Frau von heute im Dasein: Uneingefügt, unentschieden, innerlich zerrissen. Hin- und hergepeitscht zwischen Ehelosigkeit und Ehe — Ehe und Beruf — Beruf und Mutterschaft sucht sie nach dem, was die Zeit und der dunkle Drang in ihrer Seele von ihr verlangt . . . Sie weiß aber, daß die heutige Zeit für die Frau besser ist als jede vergangene, weil sie der Frau Entwicklungsmöglichkeiten gewährt, wie keine andere Zeit zuvor. Diese Entwicklungsmöglichkeiten auszunützen, immer im Bewußtsein, daß alles was die Frau leistet und fordert, und nach was sie strebt, nicht für ihre eigene kleine Person geschieht, sondern für ihr ganzes Geschlecht, das noch so vieles zu erreichen hat! — das muß das Ziel jeder Frau von heute sein."

Das nachdenkliche Schriftchen, das sich stark nicht nur mit den äußern gegebenen Tatsachen auseinandersetzt, sondern namentlich auch dem Gefühlsleben der Frau und ihren menschlich-seelischen Bedürfnissen volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, sei unsern Frauen herzlich empfohlen.

Von Kursen und Tagungen.

Zürcher Frauenbildungs-Kurse.

Beginn den 1. Oktober 1931.

Den Auftakt der Zürcher Frauenbildungskurse bildet dies Jahr eine hübsche, jeder Interessentin zugängliche Darstellung. Die beiden turnerischen Leiterinnen führen mit Schülerinnen ihre Methoden vor. Frau L. Weidmann-Keller mit einer Kollegin nach Lohland, Frau Zehnder-Hösli ihre Verbindung von Gymnastik und Rhythmik. Die Damen können so selber erklärtern, was sie auf verschiedenen Wegen in den darauf folgenden Kursen erreichen möchten. Das Endziel ist wohl dasselbe: Durchbildung des Körpers, erhöhte Anmut und Gewandtheit der Bewegung, und als kostbare Beigabe: Frischere lebensfrohere Stimmung. Da heute die Lust an der Bewegung in der Luft liegt und auch von ärztlicher Seite solche Uebungen immer häufiger empfohlen werden, dürfte diese Gelegenheit, zu bescheidenen Preisen in einer der vielen Gruppen für Anfängerinnen und Vorgerückte, jüngere und ältere Damen mitzumachen, von vielen Zuschauerinnen benutzt werden.

Im zweiten Kurs "Wie erfasse ich das Schöne im Leben und Kunst" macht Dr. A. Keiser einen interessanten Versuch zur Erziehung des Auges für das Schöne. Der Reiz der Form in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit wird durch Projektion und Lichtbild übermittelt und durch das begleitende Wort dem Verständnis nahe gebracht. Zunächst in der sogenannten angewandten Kunst: Architektur, Kunstgewerbe, Graphik, Möbel etc. Dann werden die verschiedenen Begriffe des Schönen in der alten und neuen Malerei und Plastik hervorgehoben und auf die erweiterten Begriffe des Schönen hingewiesen. In der Katlosigkeit des weiteren Publikums der modernen Kunst gegenüber werden doch wohl gewisse Weisungen willkommen sein, zu dem Weg in eine Welt, in der so mancher reinen Genuß finden könnte.

Der dritte Kurs bietet den vielen Amateur-Photographinnen Gelegenheit, unter der kundigen Führung von Herrn Ganz und Fräulein Rinderknecht zunächst die technischen Grundlagen genauer kennen zu lernen. Als Mangel an den nötigsten Kenntnissen sehen wir ja so viele verdorbene oder entstellte Produkte. Dann wird auch dem künstlerischen Element der Photographie Aufmerksamkeit zugewendet, Blick und Sinn für richtige Wahl des Sujets und gefällige Anordnung geübt.

Der Charitas dient der vierte Kurs: Krankenpflege in der Familie. Zuerst zeigt Krankenschwester A. Pflüger die nötigen praktischen Griffe am Krankenbett (Lagerungen, Wäschewechsel, Bäder, Wickel etc.), was manchem Patienten, und mancher Tochter, Gattin, Mutter schwere Zeiten und Aufgaben erleichtern dürfte. — In den letzten drei Stunden des Kurses spricht die Oberin Agnes Meyer aus langjähriger Erfahrung heraus über das schwierige Thema: Wie pflegen wir die Seele unserer Kranken? Nur zu oft wird ja gerade dieses wichtige Moment vernachlässigt, zur Qual des Kranken wie zu der seiner Pfleger und oft mit verhängnisvollem Schaden für den Verlauf der Krankheit und das Verhältnis zwischen Pflegerin und Pflegling, ist doch „die Pflege der Seele die Seele der Krankenpflege".

Programme versendet auf Wunsch die Sekretärin Frl. Weiland, Sternenstraße 16, Zürich 2.

Stiftung für Gemeindestuben und Gemeindehäuser.

Die diesjährige Herbstversammlung der Freunde und Mitarbeiter der Stiftung für Gemeindestuben und Gemeindehäuser wird am 25. Oktober und zwar diesmal im alkoholfreien Restaurant „Erlenhof" in Winterthur statt-

412

- - - ein Stärkungsmittel par excellence!

Aus 3173 Konsumenten-Zuschriften:
... ältere Leute leiden fast ausnahmslos an Arteriosklerose und doch ist gerade für sie ein Stärkungsmittel, wie es Nagomaltor par excellence ist, nicht nur wünschenswert, sondern direkt notwendig. Da alte Leute bekanntlich wenig essen, so muss dieses Wenige um so nahrhafter sein u. darf dabei nichts Schädliches enthalten. **BEIDE VORTEILE BESITZT ALSO IHR NAGOMALTOR**
Prof. L. 1552

NAGOMALTOR

LADEN-PREISE: Nagomaltor 250 Gr. 2.—, 500 Gr. 3.60 / Malinago 500 Gr. 2.50 / Banago 250 Gr. 0.95, 500 Gr. 1.80. NAGO OLTEN

Ba. 421

schrieben zu lassen, wozu ich mich aber nach reiflicher Ueberlegung doch nicht entschließen konnte.

Es werden wohl viele Abonnentinnen dieses Blattes den Artikel des Herrn von Planta bereits gelesen haben. Wer ihn nicht kennt, sich aber für diese Fragen interessiert — und ich wünsche, daß deren Zahl eine recht große sei —, den möchte ich ausdrücklich auf diesen Artikel und auf die darin avisierte Flugschrift hinweisen. Ich will deshalb hier nur kurz die Hauptpunkte herausgreifen, um dann auf die Frage, was wir gegen die unserer Mundart drohenden Gefahren tun können, einzutreten.

Ich darf wohl davon ausgehen, daß die Mehrzahl von uns an der Mundart, trotzdem diese oft als unschön und rauh beurteilt und verurteilt wird, hängt und sie als etwas uns Eigenes, zu uns Gehöriges empfindet. Gerade dann aber müssen wir einsehen und zugeben, wie sehr sich unser Dialekt abschleift und verwässert und wie groß die Gefahr ist, daß er sich immer mehr dem Hochdeutschen nähert. Ursache hievon sind vor allem: die Durchdringung mit fremden Elementen im Inland einerseits und der Aufenthalt der Schweizer im Ausland anderseits: die Gewohnheit der Gebildeten, speziell der akademischen Kreise, sich da, wo der Dialekt umständlich ist, des Hochdeutschen oder doch hochdeutscher Ausdrücke und Wendungen zu bedienen; die Anwendung des Hochdeutschen bei Sitzungen, Versammlungen, Reden etc.

An Hand des Materials, das ich gesammelt habe, kam ich ungefähr zu den gleichen Beobachtungen wie Herr von Planta und stellte ähnliche Fehlergruppen zusammen:

1. die Anwendung von deutschen Wörtern, wo gute, alte Dialektwörter bestehen:
   solchi = bärigi, lache = gigele, pflücke — günne, Struß = Maie, abbräche = schlitze, neugierig = wunderfitzig, dort = det.
2. Anwendung der deutschen Form, wo dasselbe Wort im Dialekt anders ausgesprochen wird:
   Fenschter = Feischter, Löwe = Leu, Chirche = Chile, Bleischtift = Bleiwis.
3. Ersatz der Endung „ig" durch „ung":
   Begeischterung = Begeischterig, Stellung = Stelligg.
4. Aussprache der unbetonten Silben:
   angenehm = ag'nähm, anfange = afange, zurächt mache = z'rächt mache, genähmige = g'nähmige.
5. Anwendung des Genitivs, der im Dialekt fehlt:
   im Lauf des Namittags = im Lauf vom Namittag, am Aend dr Wuche = am Aend vo dr Wuche.
6. Anwendung des Partizip Präsens:
   es passends Chleid = es Cleid, wo paßt;
   es ischt nöd passend = es paßt nöd.
7. Anwendung der Relativpronomen, statt des Wörtleins „wo":
   dä Ma, dem de Huet gehört = dä Ma, wo de Huet gehört, de Herr Meier, desse Hus verchauft worde ischt = de Herr Meier, wo me s'Hus verchauft hät.
8. Anwendung von ganzen deutschen Sätzen und Satzteilen:
   es ischt unglaubli, was me hütztag alles macht, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen.

Ich habe diese Beispiele, die sich leicht ins Zahllose vermehren ließen, genannt, um auf die Hauptfehler aufmerksam zu machen. Ich gebe zu, daß wir nicht alle in gleichem Maße dafür empfindlich sind und den gleichen Sprachsinn besitzen; was dem Einen unangenehm auffällt und ihm oft direkt wehe tun kann, hört ein Anderer kaum. Trotzdem aber glaube ich, daß wir alle uns dieser Fehler im Dialekt oder doch der größten derselben bewußt werden können, wenn wir erst einmal gelernt haben, darauf zu achten.

Dann kommt aber die weitere und nicht weniger wichtige Frage: was können wir dagegen tun? Die von Herrn von Planta gemachten Vorschläge scheinen mir unbedingt wichtig und gut, und ich möchte wünschen, daß sich die richtigen Leute finden, um sie durchzuführen. Es gibt aber meines Erachtens noch einen weitern Weg, der nicht übersehen werden darf und der neben den genannten Mitteln gewiß auch einigen Erfolg verspricht. Ich meine die Arbeit an uns selbst und an unserer Umgebung, vor allem unsern Kindern.

Es ist keine leichte Aufgabe und verlangt einige Mühe, bis wir uns unserer Fehler in der Sprache bewußt werden. Ist dies aber einmal der Fall, so ist der erste Schritt getan; was uns zunächst erst beim gesprochenen Wort auffällt, kommt uns nachher schon beim ungesprochenen Wort zum Bewußtsein und zuletzt gewöhnen wir uns ganz von selbst an die richtige Form, an das bodenständige Wort.

Man wird mir entgegenhalten, daß diese Selbstkontrolle und Selbstbeobachtung unnatürlich sei und eine gewisse Steifheit zur Folge haben werde. Ich glaube nicht, daß dies der Fall ist; denn arbeiten wir nicht auch in anderer Beziehung an uns selbst?

Schwieriger wird die Sache wohl, wenn wir auf andere einwirken wollen, weil dann leicht eine gewisse Lehrhaftigkeit in Erscheinung tritt. Doch ist auch diese Befürchtung nicht so groß, daß der Versuch nicht gewagt werden sollte. Einmal kommt es auf die Art an, wie wir korrigieren, und dann wird im praktischen Leben dieses Einwirken gar nicht so stark bemerkbar werden, denn der beste Einfluß auf andere besteht doch immer darin, daß wir selbst die Fehler, die wir andern abgewöhnen wollen, nicht mehr machen. Und damit ist gesagt, daß doch letzten Endes die Arbeit an uns selbst das Wichtigste ist.

Wer soll diese Arbeit tun? Wir alle. Ich weiß wohl, daß manche sich ablehnend verhalten werden, sei es aus Gleichgültigkeit oder weil sie ihre Mitarbeit gering einschätzen, sei es weil sie in dem Betonen der Mundart eine Spitze gegen das Hochdeutsche sehen. Jene möchte ich davon überzeugen können, daß wir mit unserm Dialekt auch ein Stück unserer nationalen Eigenart verlieren und Gefahr laufen, ein Teil eines großen Ganzen zu werden, und daß die Mitarbeit jedes Einzelnen wichtig und nötig ist. Diesen aber möchte ich sagen, daß mir nichts fernerliegt, als eine Campagne gegen das Hochdeutsche, das doch unsere zweite Muttersprache ist. Mundart und Schriftsprache müssen aber von einander getrennt werden. Wir wollen uns bemühen das Hochdeutsche, wenn wir uns dessen bedienen, möglichst gut und fehlerfrei zu sprechen und zu schreiben. Wenn wir aber unsern Dialekt brauchen, was hoffentlich nicht nur im Privatleben, sondern in vermehrtem Maße auch in Sitzungen, Versammlungen etc. der Fall ist, wollen wir ihn ebenfalls rein und unverfälscht reden.

Die Mitarbeit aller ist hier nötig; und doch meine ich, daß es sich um eine Aufgabe handelt, die ganz besonders uns Frauen zufällt, weil wir uns speziell dafür eignen. Die Frau ist durch den engen Kontakt mit den Kindern in der bevorzugten Lage, besonders stark auf sie einwirken zu können. Die Frau ist unermüdlich nicht nur im Verfolgen großer Ziele, sondern auch in der dazu erforderlichen, gerade im konkreten Fall so nötigen Kleinarbeit. Nicht zuletzt aber wollen wir Frauen zeigen, daß wir mit Recht diejenigen genannt werden, die zu hegen und zu erhalten verstehen. Mögen wir dies dadurch beweisen, daß wir mithelfen, unsere Mundart, dieses kostbare Gut unseres Volkstums zu bewahren.

Dr. Elisabeth Nägeli.

finden. Zur Besprechung gelangt, wie wir der „Gemeindestube" entnehmen, die Frage des Radio. Sie soll von der kulturellen wie von der technischen Seite her behandelt werden. Gleichzeitig wird eine kleine Ausstellung von Radio-Apparaten Gelegenheit geben, verschiedene Modelle in ihrer Eignung für bestimmte Zwecke näher kennen zu lernen.

Nach Ueberwindung gewisser Kinderkrankheiten in der Technik sowohl wie in der Ausgestaltung der Emissionen ist der „Rundfunk" zu einer Einrichtung geworden, die als kultureller Faktor nicht mehr übersehen werden kann. Tausende und Abertausende zehren heute, bald mehr, bald weniger von der geistigen und künstlerischen „Nahrung", die einem die Radioemissionen darbieten. Wie steht es um die Qualität dieser Darbietungen? Wer bestimmt darüber? Wie sind sie auszuwerten? Das sind Fragen, die die Erstellung zweier starker Landessender für die Schweiz neu aufgeworfen haben und die an unserer Herbstversammlung zur Sprache kommen sollen. Soll aber das Radio ausgenützt werden, dann bedarf es auch der guten technischen Einrichtungen. Hunderte von verschiedenen Apparaten bieten sich heute dem Käufer an. Wie soll man auswählen? Welche Gesichtspunkte gilt es zu beachten? Auch darauf soll Antwort gegeben werden an der Versammlung.

Versammlungs-Anzeiger.

Biel: Mittwoch den 30. Sept., 20 Uhr, im Schweizerhof: Verein zur Förderung der Fraueninteressen: Monatsversammlung.

St. Gallen: Dienstag, den 29. September, 20 Uhr, im Café Neumann: **Hauptversammlung.** a) Statutarische Geschäfte. b) **Wahl der Obstsorten und rationellste Art für deren Winterlagerung.** Praktische Ratschläge von Tschumi, Lehrer an der landwirtschaftlichen Schule Custerhof, Rheineck.

Berichtigung.

Im Aufsatz „Wohltätigkeit und Sozialismus" in Nr. 38 ist leider ein ganz böser Druckfehler richtig zu stellen. In dem Zitat aus Shaw kann es in der gesperrt gedruckten Stelle nicht heißen: Die Menschen, die die Arbeit hassen, werden ihr ein Ende setzen," sondern es muß gelesen werden: „Die Menschen, die die Armut hassen, werden ihr ein Ende setzen."

Das ist eigentlich bei Bernhard Shaw, dem tätigen Mitglied der englischen Arbeiterpartei, dem Bekämpfer jeden arbeitslosen Einkommens so selbstverständlich, daß eigentlich eine Berichtigung kaum nötig sein sollte. Da aber der sinnstörende Fehler passiert ist, muß der rechte Sinn gerade, weil es sich um ein Zitat handelt, wieder hergestellt werden, und muß laut und deutlich gesagt werden, damit nicht irgendwelche Mißverständnisse entstehen: Nicht die Arbeit, sondern die Armut hassen wir Sozialisten. J. Sch.

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Frau Helene David, St. Gallen, Tellstraße 19, Telephon 25.13.
Feuilleton: Frau Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.

Der Kräftespender für Magen, Darm, Blut und Nerven ist Elchina
Originalpack. 3.75, sehr vorteilhaft Orig.-Doppelpack. 6.25 i. d. Apotheken.
P 080 G

Neuzeitliche Ernährungstherapie u. Psychotherapie
Privatklinik u. Erholungsheim THUN
Dr. med. Schmid-Trächsel
Modernste klinische Diagnostik. Stoffwechseltherapie auf streng wissenschaftlichen Grundlagen. - Spec. Indikationen: Fettsucht, Rheumatismus, Gicht, Nieren- und Herzleiden Magen-Darmkrankheiten, Nervenleiden, vorzeitiges Altern etc.
Erholungskuren u. rationelle Ferien.
Das ganze Jahr geöffnet. (P 9944 T) Prospekte durch die Direktion.

Schöne Herbstferien! Gstaad (M. O. B.) Kinder-Pens. „La Sarine" P9895T
Auch geeignet für jüngere erholungsbedürftige Töchter, sowie für Winter-Aufenthalt. — Schule. — Kindergarten. — Mäßige Preise. Beste Referenzen und Prospekt zur Verfügung. — Tel. 126. **Frau Dolly Christen, dipl. Kindergärtnerin**

Aparte Battik-Resten
neueingetroffen, per kg Fr. 10.– (ca. 1 Fr. der Meter)
eignet sich für: P 83-2 Gl
Tischtücher - Vorhänge
Divan-Anzüge - Schürzen etc.
licht- und waschecht
H. Leuzinger-Weber, Rabenplatz, Netstal (Glarus)

ECOLE D'ETUDES SOCIALES POUR FEMMES
GENEVE Subventionnée par la Confédération
Semestre d'hiver: 22 octobre 1931 — 19 mars 1932.
Culture féminine générale. - Préparation aux carrières d'activité sociale de protection de l'enfance, direction d'établissements hospitaliers, bibliothécaires, libraires-secrétaires, infirmières-visiteuses, laborantines. P9786X
Cours ménagers au Foyer de l'Ecole. Programmes (50 cts.) et renseignements par le secrétariat rue Ch. Bonnet, 6, Genève.

La Roseraie s/ Coppet, Genfersee
Haushalt und Sprachenschule
lehrt gründlich Französisch, Englisch, Esperanto und alle Haushaltfächer. Sehr gute Küche, prächtige, gesunde Lage, Park, Sport, Gymnastik, Ferienaufenthalt, Tennis. I. Referenzen. P 345-1 L
Prospekte: **Fr. Dr. Rittmeyer-Pailler.**

ÉCOLE NOUVELLE MÉNAGÈRE
Jongny, s/Vevey (Genfersee) P18076L
Am sonnigen, nebelfreien Mont-Pélerin. Hauptziele: gründlich französisch u. Hauswirtschaft. Direktion: Mme. Anderfuhren.

Bei Adreß-Änderungen
soll selbstverständlich auch die alte Adresse angegeben werden. Nur dann kann für eine prompte Spedition garantiert werden.
Die Expedition.

Parkett, Linoleum, Leder und Möbel reinigen Sie mühelos (ohne Stahlspäne) mit
„TRUMO"
der von der Saffa her best bekannten flüssig. Bodenwichse.
Wo nicht erhältlich direkt durch P 88 U
Enzmann-Oster Biel-Bienne
Bahnhofstraße 39
Tel. 49.59

Großer billiger Verkauf Jede Art Vorhänge
von einf. bis feinsten kaufen Sie vorteilhaft und werden billig angefertigt. Fachkundige Beratung. P 239 Z
Aeltestes Spezialgeschäft
Frau L. GROB, Zürich
Augustinergasse 52

Eine **Wohltat**
für die leidende Menschheit sind meine
Pinervin-Elfen-Bade-Balsame
Fichtennadel, Fichtenmilch, Rainfarn, Heublumen, Pfefferminz, Eichenrinden, Thymian, Teer u. Schwefel etc. etc. Erhältl. in allen einschlägigen Geschäften, Flasche 7—10 Bäder Fr. 3.25, wenn nicht, direkt bei **Arnold Kläger,** Merkatorium, **St. Gallen**

Flechten OF12065 Gl.
jeder Art, auch Barflechten, Hautausschläge, frisch u. veraltet, beseitigt die vielbewährte **Flechtensalbe „Myra".** Preis kleiner Topf Fr. 3.— großer Topf 5.—. Zu beziehen durch die **Apotheke Flora, Glarus.**

Druck-Arbeiten
liefert prompt und billig
Buchdruckerei Winterthur A.G.

Auch die Mutter staunt

ob dieser prächtigen Wäsche von Schwob, und wie sie zufrieden lächelt!

Sie sieht es nur zu gut, das ist gute Ware, das ist Qualität, etwas vom besten, das es gibt.

An einer solchen Wäsche kann man sich wahrhaftig zeitlebens freuen.

Die Mutter hat recht, wer Schwob-Wäsche kauft, der kauft sie nicht nur für ein paar Jahre, er kauft sie für sein ganzes Leben.

Wir senden Ihnen gerne unsere Muster, sie sind für Sie kostenlos und unverbindlich. P 57 Y

Im gegenwärtigen Zeitpunkt sind die Preise ganz besonders vorteilhaft.

Ausfüllen — Ausschneiden — Einsenden
Ich bitte Sie um kostenlose und unverbindliche Zustellung Ihrer Muster in Bett-, Tisch-, Küchenwäsche, Toilettentüchern und Leibwäsche. (Nichtgewünschtes streichen)
Name .....
Adresse ..... „Schweizer Frauenblatt"

Schwob & Co
Leinenweberei
Hirschengraben 7
Bern

Zürich: Seidengasse 12, Nähe Hauptbahnhof (Telephon 31.041)
Winterthur Turnerstraße 2 Telephon 30.65
Basel: Sternengasse 4 (Telephon Saff. 7792) Reinacherstraße 67 (Teleph. Saff. 7061)
Bern: Zeughausgasse (20 Tel. Boll. 7451), Spitalackerstr. 59 Mühlemattstraße 62
209-40
MIGROS
St. Gallen: Burggraben 2 (Telephon 1744)
Schaffhausen: Bahnhofstraße 4 (Telephon 18.30)
Luzern: Grabengasse 8, „z. Graggentor" (Telephon 1181) Moosstr. 18 (Telephon 2480)
Aarau: Zollrain 5 (Tel. 14.50,
Biel: Neuengasse 41
Herisau: Asylstraße 52
Rorschach: Reitbahnstr. 7

Was mich von unserem Kram am besten dünkt.

Wenn man Essalien verkauft und das Geschäft gut gehen soll, muß man **Liebe zum Eßbaren** auf dieser Welt empfinden. Wo ist die Hausfrau, die einen einschmeichelnden Tisch hält, die nicht **mehr** Genugtuung und Vorgenuß schon beim Einkauf und der Zubereitung des Mahles empfindet als am Tisch selbst? Also kann sich auch das Herz des Händlers, durch dessen Hand der eßbare Segen rinnt, erwärmen im Hinblick auf den massenhaften Genuß, den solche Mengen guter Eßbarkeiten bei ihren Endempfängern auslösen. Daß es uns möglich ist, den nahrhaften Segen gegen mäßiges Entgelt herbeizuschaffen, erhöht den Vermittlergenuß, so wie die stille Freude der guten Hausfrau reiner ist, wenn sie nicht getrübt wird durch große Zahlen im Haushaltungsbuch: Denn siehe da, das Leben ist gar eigentümlich gemengt aus Genuß- und Pflichtensachen und **die** Mischung muß sonderbarlich gut sein, soll der Mensch sein richtig Teil vom Tisch der Welt erhalten.

Ein Hohelied vom Tischgenuß muß heuzutage nicht mehr allzu fleischlich tönen, obwohl die „französische Küche" mit ihren Zutaten auch zu schätzen ist. Mir aber liegt am besten ein richtiggehender

Z'morge à la Suisse.

Viele treiben jetzt das z'morgenlose Regime. Für alle, die aber am Morgen schon böse Zeitungssachen lesen, wie der Migrosmann, oder sonst in Geschäft oder Haushalt Rätsel verarbeiten müssen, empfiehlt sich ein weitläufigerer Anlaß sozusagen mit Vorbedacht. Der **Rahm** hat schon zum Anschauen einen eigenen, milden Schein von Mutterbrust. Er läuft und tropft sänftiglich vom Häfeli und deckt an Trank und Speis das Scharfe zu und „rahmt" das Gute zu besserer Wirkung ein.

Der **Kaffee** auf dem Frühstückstisch gibt die Stimmung.

Wenn's recht zugeht, soll da der Genuß schon angehen, wenn man an der Küchentüre vorbeigeht. Da soll dem Unterbewußtsein zwischen dunklen oder rosigen Wolken der Nacht durch die Nase bewußt werden, daß der lebendige Kreislauf des Tages, durch einen nahrhaften Tischakt beginnt, — zu dem der Kaffeedunst uns als Vertrauter aller Tage geleitet. Wie oft am Morgentisch steigt mir dieser Duft quer durch krause Gedanken begütigend ins Kampfgemüt! Die Butter mit dem Nußgeschmack ist ungleich handfester und wäre sie nicht so gut, so wäre ich vielleicht nicht so „fest" (nüd vergäbe hat eine welsche Dame anläßlich der Berner Zähner-Sammlung auf dem Postscheckformular das Wortspiel geschrieben: „Vive l'ami-**gros**").

Dagegen soll das **Knäckebrot,** an dem ich eine ebenso **große** Freude habe wie der **Umsatz** klein ist, mehr die Kraft als den Fettansatz fördern. Jetzt können wir dann 10 Rp. das Kilo abschlagen und den Knäckebrotpreis langsam dem Brotpreis näher führen. Das Knäckebrot ist ein sehr schlechter Artikel für meine Firma. Es ist nur zu hoffen, daß der Zuspruch allgemeiner wird. Für Zähne und Magen ist Knäckebrot hochprima, — ich glaube sogar für die Haare an den Zähnen, wie die Sporterfolge der Nordländer zeigen. Die „Käsechust" bildet für mich ein notwendiges Gegengewicht zum gezuckerten Kaffee und Honigbrot. Nicht vergebens liebt der Nordamerikaner Honig zum Käse und der Brasilianer Konfitüre in Geleform, — da kann man das Brot ohne weiteres entbehren. Verschiedene Käse mit entsprechend verschiedenen Gaumengerüchen steigern den Genuß, deshalb haben wir die dreierlei Schachtelkäse: Da kann man sich eine Portion oder mittelst Tauschgeschäft über den Tisch eine halbe Portion von den 3—4 sich ergänzenden Spezialitäten ohne weiteres zuführen. Ich muß sicher den ganzen Tag pressieren, aber ich fange den Arbeitstag ganz einfach erst **nach** dem Morgenessen an, und fahre gut damit. —

A propos, — ein Apfel oder eine Traube, — nicht zu kalt, — gleich nach dem Aufstehen, ist Gaumen und Magen sehr spürbar genehm. Und das alles ist sozusagen, mit Ausnahme des Milchkaffees fix und fertig, nur zum **Genuß** muß man Zeit nehmen, nicht zur Zubereitung, — das scheint mir an meiner Z'morge-Liebhaberei ein wesentlicher Trumpf zu sein. „Ein voller Bauch studiert nicht gern", das wird wahr sein, aber ich für mein Teil kann sagen, daß dieser Z'morge meine morgendliche Arbeitskraft bis jetzt nie abgebremst und mir die zum erfolgreichen Arbeiten nötige leichte Zufriedenheit stets belassen hat.

Zum **„Znüni"** könnte ich mir vorstellen, daß eine Portion Schinken gut schmeckt. — (Schinken mit Anken ist übrigens einzig, — obwohl meine Frau sagt, sie könne nicht einmal dabei zuschauen), aber ich ziehe $^1/_2$ Joghurt zwischen 2 „Telephon" vor. Früchte **immer** zwischenhinein, — auch hie und da ein Haselnußkern, die nie so gut im Geschmack sind wie jetzt in der Ernte, — die Kaubewegung der Backenmuskeln und das leise Schütteln des Kopfes beim Kauen wirkt — vielleicht durch beschleunigte Blutzirkulation im Kopf —m. E. gedankenanregend, womit ich sozusagen mein Geschäftsgeheimnis verrate.

Zum Schluß darf ich noch darauf hinweisen, daß meine Z'morge-Liebhaberei sozusagen im nationalen Interesse liegt, insbesondere was Rahm, Milch, Käse, Aepfel, Knäckebrot (Schweizerfabrikation), Honig und Joghurt anbelangt, also im wahrsten Sinne des Wortes ein

Z'morge à la Suisse.

Fortsetzung folgt.

Rahm
Glas 170 Gr. 50 Rp. gleich 1 Dzl. 29,5 Rp.,
Glas 550 Gr. Fr. 1.50 gleich 1 Lt. **Fr. 2.73**
(Glasdepot 50 Rp. extra)
Joghurt
das gesundheitsfördernde, veredelte Naturprodukt
250-Gr.-Glas 25 Rp.
(Glasdepot 25 Rp. extra)
Erhältlich in Ia Natur, sowie mit Erdbeer-, Himbeer-, Johannisbeer-, Orangen-, Zitronen- und Vanille-Aroma.

Neu! Nur in den Magazinen:
Frischer Süßmost
die Literflasche **20** Rp.
(Flaschenpfand 50 Rp.)
Wir empfehlen, eigene Flaschen mitzubringen und beim Kauf umzufüllen.
Der sterilisierte **Mellener Süßmost** kann nun auch wieder geliefert werden.

Kaffee
Brasil- (indisch - zentralamerik.) **Mischung** 460-Gr.-Paket Fr. 1.— 250 Gr. **54$^1/_3$ Rp.**
Malabar-Perl-Mischung 250 Gr. **92,5 Rp.** 540-Gr.-Paket Fr. 2.—
Schachtel-Käse
Feiner Emmentaler, 6-Port.-Schachtel **85 Rp.** Schachtel Fr. 1.— mit **15 Rp. Bareinlage.**
Delikat.-Rahm-Käse „Aroma", 6 Port. **95 Rp.** Schachtel Fr .1.— mit **5 Rp. Bareinlage.**
Camembert, veredelter, pasteurisierter Typ Camembert, 6 Portionen Fr. **1.—**
Kontrollierter Schweizer Bienenhonig Glas zu 330 Gr. Fr. 15.0 500 Gr. Fr. **2.27$^1/_4$** Depot 50 Rp. extra
Knäckebrot 500 Gr. **75** Rp. Großer Karton (666 Gr.) Fr. 1.—
Kokos-Makrönli 100 Gr. **18** Rp. 275 Gr. 50 Rp.
NEU! NEU!
Nuß-Stäbli 10 Stück **50** Rp.
Erstlings-Haselnußkerne 440-Gr.-Paket Fr. 1.— 500 Gr. Fr. **1.12$^1/_2$**

Hiesige Tafeläpfel per kg **20** Rp.
Hiesige Kochäpfel per kg **10** Rp.
Bananen per kg **80** Rp.
Ia. Zentrifugen-
Einsiede-Butter per kg **3.95**
an den Wagen Stock zu 2025 g Fr. 8.—

Versandabteilung
spediert nach allen Orten prompt und zuverlässig. Gefl. Preisliste und Versandbedingungen verlangen.
Migros A.-G. Basel 2
Tel. Safran 73.06

Wohin mit dem Segen?

Die Obsternte fällt diesen Herbst bedeutend größer aus, als bisher geschätzt wurde; besonders gilt das für die Ostschweiz. Man rechnet in den Mostereikreisen bestimmt mit Brennen von großen Mengen von Obst oder Obstsaft. So wird aus unserm guten Schweizerobst leider wieder viel Schnaps entstehen. Indem die Alkoholverwaltung die entstehenden Vorräte belehnt, verhindert sie, daß der Schnaps rasch in großen Mengen auf den Markt geworfen wird und daß die Schnapspreise nicht gar zu tief fallen, wie es sonst, ohne Alkoholrevision, nicht zu verhindern wäre.

Zum Glück hilft aber die Alkoholverwaltung noch zu etwas anderem: sie verbilligt die Frachten für Koch- und Tafelobst so, daß es möglich ist, das billige Obst zu ganz billiger Fracht in die Städte und auch in die obstarmen Gebirgsgegenden zu liefern.

Von dieser Vergünstigung sollte reichlich Gebrauch gemacht werden. Wir tun damit unsern Obstbauern einen Gefallen. Schon jetzt am Anfang der Ernte stockt der Absatz, weil Deutschland nichts kaufen kann und Vorarlberg auch eine gute Ernte hat.

Wir tun auch uns selber einen Gefallen. Denn Obst essen ist gesund. Obst ist nicht ein Luxus, an dem man jetzt in den schwierigen Zeiten möglichst spart; Obst ist ein hochwertiges, ja unentbehrliches Nahrungsmittel. Bei den heurigen Preisen ist es auch ein billiges Nahrungsmittel, vor allem dank des wertvollen Fruchtzuckers.

Was können Frauen tun, um diesen reichen Segen verwerten zu helfen?

Wir sollten so viel uns unsere Mittel erlauben

Obst einkellern.

Schweizerobst ist so gehaltvoll wie fremdes und kostet nur ein Viertel oder ein Fünftel. Am besten ist es, wenn Frauenvereine Bestellungen ihrer Mitglieder sammeln und dann bei einer Genossenschaft, am besten direkt bei einer landwirtschaftlichen, aufgeben, damit sie gesamthaft beliefert werden.

Insbesondere für unsere Bergtäler ist ein gemeinsamer Bezug aller Dorfgenossen sehr zu empfehlen. Dann wird das Obst in Harassen in einem Sammelwagen geschickt und die Besteller können, wenn sie wollen, das Obst an der Bahn abnehmen. Das alles vermindert die Kosten bedeutend. Diesen Herbst sollte auch das Dörren möglichst stark wieder zur Verwendung kommen. Was für eine billige Obstkonserve können sich viele Familien selber bereiten und was für einen lustigen, angenehmen Abend dazu, wenn sie einmal alle mit einander um den Tisch sitzen und Stückli schnetzen. Dörren kann man sie sogar auf einer Zentralheizung, wenn man sich einen einfachen Rost macht.

Jetzt sollte man auch

Süßmost

genießen. Welch ein köstliches Getränk ist das frisch von der Presse weg. Alle unsere Spezereiläden sollten sich eine Pflicht daraus machen, frischen Süßmost zu führen. Er muß aber frisch, d. h. richtig süß sein. Der Geschmack der Leute hat sich weitgehend geändert. Es ist allgemeine Erfahrung, daß er von den meisten nicht mehr gern getrunken wird, sobald er „gerätzt" ist. Hausfrauen, redet mit den Leuten in Eurem Laden, daß sie Süßmost führen; sie sollen nicht zu viel auf einmal beziehen und sollen durch ein Täfelchen bekannt geben, daß sie frischen Obstsaft haben.

An vielen Orten wird jetzt Süßmost zu billigem Preise in alte Flaschen sterilisiert. So klein viele dieser Aktionen scheinen, so können sie doch alle mit einander viel dazu beitragen, den Obstmarkt zu entlasten. **Wenn jede Familie in unsern Städten nur 10 Flaschen Süßmost in den Keller legte, würde das einige Millionen Liter Saft aus dem Markte nehmen.**

Einst sagte uns ein alter erfahrener Landmann: „Die Schweiz hat keine Kohlen- und keine Eisenschätze in ihrem Boden wie andere Länder, aber sie hat große, wunderbare Baumschätze. Denen sollten wir mehr Sorge tragen."

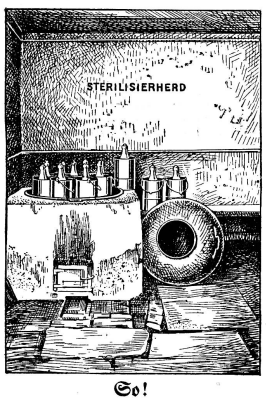
Das Wort ist noch nie so wichtig und wahr gewesen wie jetzt. Gewiß helfen auch die weitesten Frauenkreise mit, daß der Reichtum, der dieses Jahr auf unsern Bäumen heranreift, richtig, menschenwürdig verwertet wird. Keiner soll über seine Kräfte gehen, aber jeder tun, was er kann.

F. Rudolf.

(Für gemeinsame Obstlieferungen ins Gebirge wende man sich an das Sekretariat des nationalen Verbandes gegen die Schnapsgefahr, Zürich 6.)

So?

oder



So!

Wer nicht will, daß Schweizerobst auf Schnaps verwertet wird, helfe mit, den Süßmost zu einem unserer nationalen Volksgetränke zu machen!

Wer sich über die Herstellung oder den Bezug von Süßmost erkundigen will;
wer eine Kommission für Herstellung von Süßmost gründen möchte;
wer Schriften über den Wert des Obstes und die Bedeutung der Süßmosterei wünscht;
wende sich an das Sekretariat des Nationalen Verbandes gegen die Schnapsgefahr, Zürich 6, Hadlaubsteig 9.

Was die Hausfrau vom Lagerobst und seiner Aufbewahrung wissen soll!

Von E. Tschumi, Landwirtschaftslehrer.

A. Allgemeines.

Es ist erfreulich, wie die Propaganda für Schweizerobst in den letzten Jahren geradezu Modesache geworden ist. Verschiedene Kreise unterstützen einander in der Reklame für unsere schmackhaften Aepfel, Birnen, Trauben usw. Neuere Anschauungen über die menschliche Ernährung, Bestrebungen für das Volkswohl, wissenschaftliche Aufklärung und Werbetätigkeit seitens der Produzenten leisten gemeinsame Arbeit, um dem Obst den guten Namen der alten Zeiten zurückzugewinnen.

Das laufende Jahr bringt eine große Obsternte. Die Preise werden dementsprechend bescheidene sein. Der Export wird kaum nennenswerten Umfang annehmen, da das Ausland durchwegs große Erträge meldet und da unsern frühern ausländischen Abnehmern die Kaufkraft fehlt.

Viele Leute halten das Obst noch für ein Genußmittel. Diese Einstellung ist unrichtig. Die Früchte unserer Bäume verdienen die Bezeichnung Lebensmittel so gut wie Gemüse und anderes. Die Ernährungslehre behauptet und die praktische Erfahrung beweist die Richtigkeit dieser Auffassung.

So wären denn alle Bedingungen gegeben, die die Hausfrau veranlaßen könnten, diesen Herbst einen namhaften Obstvorrat anzukaufen und einzulagern.

B. Die Obstarten und Sorten.

Dieser Aufsatz will sich nur mit dem Lagerobst befassen. Die Haltbarkeit der verschiedenen Obstarten variiert sehr stark. Alles Stein- und Beerenobst ist ohne besondere Kühlvorrichtungen sehr wenig haltbar. Ausnahmen bei Trauben etc. darf man nicht verallgemeinern. Vom Kernobst fallen die meisten Birnensorten rasch der Verderbnis anheim. Es gibt wohl solche, die unter günstigen Lagerungsbedingungen bis ins Frühjahr hinaus weder teig werden noch faulen. Doch bereitet der Anbau dieser Bäume Schwierigkeiten.

Unter dem Begriff Lagerobst versteht man infolgedessen bei uns meist bestimmte Apfelsorten, die auf dem Lager längere Zeit frisch bleiben.

Man unterscheidet die Apfelsorten nach verschiedenen Gesichtspunkten, unter anderm:

1. Nach der Reifezeit: Frühäpfel, Herbstäpfel, Winteräpfel.
2. Nach der Verwendung: Tafeläpfel, Kocheäpfel etc.
3. Nach der Haltbarkeit: Aepfel zum sofortigen Konsum, Lageräpfel.

C. Fruchteigenschaften, Qualität und Reife unserer bekanntesten Aepfel.*

(Die Frühäpfel sind weggelassen)

	Sorte	Größe, Schwere	Fleisch	Reife
T	Transparent von Croncels	groß, 140—160 Gr.	gelblich, locker, fein, saftig, ausgesprochen weinsäuerlich, angenehm gewürzt	September hält bis November
T	Gravensteiner	groß, 140—160 Gr.	gelblich, locker, saftig, sehr kräftiges Aroma, sehr beliebt	September bis Neujahr
T	Berner Rosenapfel	mittelgroß, 100 bis 130 Gr.	gelblich-weiß, rötliche Striche, kräftiges, himbeerartiges Aroma	Oktober bis Januar
T	Danziger Kantapfel	mittelgroß, 100 bis 130 Gr.	gelblich-weiß, saftig, süß-weinsäuerlich, aromatisch	Ende Oktober bis Januar
W	Jakob Lebel	groß, 150—200 Gr.	fein, ziemlich locker, angenehm säuerlich, wenig Gewürz	Oktober bis Neujahr
T	Goldparmäne	mittelgroß, 100 bis 120 Gr.	gelblich, ziemlich fein, fest, abknackend, saftig, schmackhaft mit viel Gewürz	November bis Januar
TW	Bismarckapfel	groß, 150—180 Gr.	grünlichweiß, ziemlich fest, wird mürbe, sauer, wenig Gewürz	Dezember bis März
T	Landsberger Reinette	mittelgroß, 120 bis 130 Gr.	feinfleischig, angenehm säuerlich, aromatisch	November bis Februar
TW	Graue, franz. Lederreinette	groß, 150 Gr.	weiß, locker, eher grobfaserig, saftig, nicht viel Aroma	Januar bis März
TW	Menznauer Jägerapfel	groß, 150—160 Gr.	grünlich, fest, grobfaserig, süßl. Nachgeschmack, quittenähnl. Gewürz	Januar bis März
T	Detwiler Reinette	sehr groß, 170 bis 200 Gr.	gelblich-weiß, ziemlich fest, saftig, reinettenartig, gut gewürzt	Dezember bis April
T	Osnabrücker Reinette	mittelgroß, 100 bis 120 Gr.	wenn reif gelblich, fest, ziemlich saftig, angenehm weinsäuerlich, gut gewürzt	Januar bis März !
T	Winterzitrone	groß, 150—180 Gr.	grünlichweiß, abknackend, etwas grobfaserig, saftig, süßlichsauer, schwach gewürzt	Dezember bis März ?
T	Ontario	groß, 170—180 Gr.	weiß, ziemlich fest, angenehm weinsauer, sehr saftig, wenig Aroma	Februar bis Sommer
T	Schöner von Boskoop	sehr groß, 200 Gr.	gelblich, fest, grobfaserig, saftig, von angenehmem gut gewürztem Geschmack	Neujahr b. März
T	Baumanns Reinette	mittelgroß. 150 Gr.	grünlich, später gelblich, fest, mäßig saftig, angenehm sauer, mit Gewürz	Neujahr b. März
T	Champagner Reinette	mittelgroß, 80 bis 150 Gr.	weiß, fest, saftig, mit erfrischendem Geschmack, später mild	Januar bis Sommer
TW	Weißer Wintertaffetapfel	mittelgroß, nur 70 bis 80 Gr.	weiß, fein, saftig, angenehm süßweinsäuerlich, charakterist. Gewürz	Dezember bis März
T	Kasseler Reinette	mittel bis groß, 120 Gr.	gelblich, fest, abknackend, stark weinsäuerlich, ausgeprägtes Aroma	Neujahr bis Frühjahr
TW	Brünnerling	groß, 120—140 Gr.	siehe Winterzitrone	Dez. bis März
W	Thurgauer Weinapfel	klein bis mittelgroß, 80—90 Gr.	gelblich, fest, grobfaserig, ziemlich saftig, nicht besonders schmackhaft	Januar bis Sommer
W	Bohnapfel	mittelgroß, 100 bis 120 Gr. leicht	grünlich, weiß, fest, ausgesprochen sauer, später milder u. mürbe, aber etwas trocken	Januar bis Sommer

Betr. Reife und Haltbarkeit merke man sich, daß Aepfel aus höhern Lagen später genußreif werden, als solche aus tiefer gelegenen Gebieten. Berner Rosen aus dem Rheintal sind z. B. anfangs Oktober schon mürbe, währenddem sie aus dem Untertoggenburg ein Monat später noch ziemlich hart sind. Dagegen erweisen sich die Früchte aus höhern Lagen auf dem Lager durchwegs haltbarer als solche aus klimatisch günstigen Gebieten.

D. Die Aufbewahrung der Aepfel.

Das Winterobst wird erst auf dem Lager genußreif. Während dieser Zeit vollziehen sich in den Früchten verschiedene erwünschte Prozesse. Die Farbe verändert sich in vorteilhafter Weise. Die in den Früchten vorhandene Stärke verwandelt sich in Zucker. Aroma und Geschmack entwickeln sich erst recht während dieser Nachreife. Nicht jeder beliebige Raum eignet sich zur Aufbewahrung von Obst während längerer Zeit. Wir stellen an einen Obstlagerraum einige Bedingungen. Die Temperatur sei möglichst gleichmäßig und nieder. + 2 — 4 Grad C. dürfte die geeignetste Temperatur sein. Im warmen Raum faulen die Früchte gern an. Doch darf es auch nicht zum Gefrieren kommen. Am meisten wird das Obst in Kellern gelagert. Hiezu eignen sich auch Zimmer, wenn sie den Ansprüchen genügen. Der Obstlagerraum muß einen mittlern Feuchtigkeitsgehalt aufweisen. Im trockenen Raum schrumpfen die Sorten mit dicken Schalen rasch ein. Warm und feucht zusammen begünstigt die Entwicklung der Fäulnisbakterien. Räume mit Heizungsröhren sind deshalb, trotzdem man der zu großen Trockenheit durch Aufstellen von Wasser oder Bespritzen der Wände und des Bodens mit solchem gut vorbeugen kann, wenig geeignet.

Das Obst nimmt gerne fremde Geruchstoffe an und mundet dann nicht mehr. Man bewahre nicht alles Mögliche mit Aepfeln zusammen im gleichen Raum auf. Vor allem sollen keine faulenden und schimmelnden Sachen da sein. Daß Ordnung und Reinlichkeit herrschen müssen, ist wohl selbstverständlich. Lagerkisten, Hurden etc. sind jeden Sommer nach der Entleerung mit heißem Sodawasser gründlich zu waschen. Ein darauffolgender Anstrich mit Kalkmilch hat stets pilztötende Wirkung.

Die Aepfel werden in besondern Gestellen, Kisten, Hurden etc. aufbewahrt. Zur Lagerung von kleinen Quantitäten eignen sich flache Kisten und Harasse, die sich aufeinander stellen lassen. Für etwas größere Mengen empfiehlt sich die Anschaffung von besondern Gestellen mit beweglichen Hurden (Schubladen). Doch sorge man stets dafür, daß die Früchte von der frischen Luft bestrichen werden können. Das Auskleiden der Hurden mit Papier ist nicht empfehlenswert. Je weniger Schichten aufeinander liegen, umso besser lassen sich die Früchte kontrollieren.

Ueber die Aufbewahrung der Aepfel in Torfmull schreibt die Direktion der Schweizer. Versuchsanstalt für Obst-, Wein- und Gartenbau in Wädenswil nach dem Abschluß derartiger Versuche folgendes: „Eine Einlagerung in Torf vermindert zwar die Wasserverluste, ist aber umständlich, bedingt ein Staubigwerden der Früchte und ist nur für Haushaltungszwecke oder für kleine Quantitäten am Platze. Vorteilhafter erwies sich ein Wickeln in Oelpapier oder Einlegen in geölte Papierschnitzel."

* Alle mit einem „T" versehenen Sorten dürfen als Tafelsorten 1. Qualität angesprochen werden. Mit „TW" sind jene Sorten angezeichnet, deren Früchte aus verschiedenen Gründen als zweitklassig zu bezeichnen sind. Die Sorten mit „W" sind als Wirtschaftsobst (Koch- und Dörrobst) zu betrachten, sie eignen sich weniger zum Genuß „aus der Hand".

Noch einiges über „Die Hausangestellte in U. S. A."

Die Verfasserin des Artikels in der letzten hauswirtschaftlichen Beilage des „Schweizer Frauenblattes" scheint sich in den Bostoner Verhältnissen gut auszukennen. Doch können diese nicht als allgemein gültig für die ganzen Vereinigten Staaten angesehen werden. Ich habe mich während der Jahre 1929/30 in U. S. A. aufgehalten, habe alle Teile des Landes kennen gelernt und selbst als Hausangestellte in Kalifornien praktische Erfahrungen gesammelt.

In San Francisco hatte ich eine Stelle als Alleinmädchen mit 70 Dollars (1 Dollar = 5 Fr.) Monatslohn. Nachdem meine Herrschaft und ich selbst entdeckt hatten, daß meine Kenntnisse in der amerikanischen Kochkunst etwas mangelhaft waren, arbeitete ich während drei Wochen als Hilfsköchin in einer Pension, wo täglich für 50 Personen gekocht wurde. Dort verdiente ich nur 50 Dollars monatlich, war ständig in einem Gehetz, lernte aber wirklich allerlei; nicht nur amerikanisch kochen, sondern erhielt auch einen Einblick in den Betrieb einer amerikanischen Pension. Die Zubereitung der Speisen geschah mit größter Sorgfalt und Reinlichkeit. Mit dem Büchsenöffner hatte ich wenig zu tun. Dies zur Richtigstellung der irrtümlichen Meinung vieler Europäer, daß man sich in U. S. A. hauptsächlich von Konserven ernähre, weil man sich die Mühe des Kochens ersparen wolle. Im Pensionspreis von 50—80 Dollars (250—400 Fr.) je nach Zimmer, waren die zwei Hauptmahlzeiten inbegriffen: 1. Frühstück, bestehend aus: a) Obst, b) Cereal (Haferbrei, Cornflakes usw.) mit Sahne, c) Speck und Eiern, d) Toast, Butter und Marmelade, e) Kaffee oder Tee mit Sahne. 2. Dinner um 1/2 7 Uhr abends, bestehend aus Suppe, Salat, Fleisch mit zwei Gemüsen, Kuchen, Kaffee, Tee oder Milch. Eisgekühltes Wasser und Butter dürfen bei keiner Mahlzeit fehlen; ja, mit einem Schluck frischen Wassers wird das Frühstück begonnen. Zum Mittagessen kam dort während der Woche niemand nach Hause, da die Geschäfte und Banken ihren Angestellten nie mehr als eine Stunde frei geben. Jeder führt sich sein Sandwich oder eine Portion Salat oder ein Stück Pie (Obstkuchen) samt einer Tasse Kaffee in dem kleinen Restaurant nächst der Arbeitsstätte zu Gemüte, womöglich stehend. Aber selbst wenn man Gelegenheit hat, sich auf eines der hohen, drehbaren Stühlchen am Schanktisch zu setzen, gibt es trotzdem keine gemütliche Mahlzeit. Denen erstens haben die Stühlchen oft nicht einmal Lehnen, und zweitens stehen andere hinter einem, zwei bis drei Mann hoch, und warten, bis der Platz frei wird. Aber jede, auch die einfachste Mahlzeit, wird mit einem unglaublichen Aufwand von Geschirr bewerkstelligt, sowohl im Restaurant und in der Pension als auch im Privathaus. Jeder hat ein extra Tellerchen und Messerchen für die Butter, dann natürlich immer ein Wasserglas; dann Glas oder Tasse für Milch bzw. Kaffee. Weiter wird zu jedem Gang extra Besteck und Teller oder Schale gegeben. Man kann sich also vorstellen, was für einen Haufen Geschirr das Küchenpersonal in der Pension allabendlich abzuwaschen hatte. In einem Privathaus in U. S. A. braucht ein Ehepaar allein bei einer Mahlzeit ungefähr gleich viel Teller und Bestecke wie bei uns eine fünfköpfige Familie.

Von einer wöchentlichen Bezahlung und ebensolcher Kündigungsfrist habe ich an den sechs Stellen, die ich bekleidete, nichts bemerkt. Jeden 1. und 15. erhielten wir einen Check eingehändigt, und was Kündigung anbetrifft, du liebe Zeit! Es konnte vorkommen, daß am Nachmittag des 15. der „boß" zu einem Mädchen sagte: „Von morgen ab brauche ich Ihre Hilfe nicht mehr!" Und sie mußte am gleichen Abend ihr Bündel schnüren. Oder eine Angestellte verlangte plötzlich am Samstagabend den Check mit der Begründung, daß sie am Montag eine andere Stelle antrete. So schlimm wie dort war es allerdings nicht überall. In den drei Privathäusern in Südkalifornien, die ich nacheinander je fünf Wochen lang mit meiner Gegenwart beglückte, trennten meine Herrschaft und ich uns nicht so plötzlich und unvorhergesehen. Aber ein Gesetz oder eine feste Sitte über Kündigungsfrist usw. besteht nicht.

Weil der Lohn der Hausangestellten, verglichen mit demjenigen anderer Berufe, sehr hoch ist und mir ermöglichte, in kurzer Zeit ein nettes Sümmchen zu ersparen, entschloß ich mich zu dieser Arbeit. In andern Berufen ist z. B. in Kalifornien der gesetzliche Mindestlohn für gelernte Arbeiterinnen 16 Dollars pro Woche (in Fabrik, Büro, Laden, Waschanstalt usw. ist Wochenlohn üblich), macht zirka 65 Dollars monatlich, wovon ein Mädchen alles, Wohnung, Verpflegung, Wäsche und Kleider bestreiten muß. Ich verdiente an meinen Haushaltungsstellen 70—80 Dollars monatlich (seither sind die Löhne infolge der Arbeitslosigkeit allerdings etwas gesunken, aber die Preise im allgemeinen auch), hatte alles frei und außerdem weniger Ausgaben für Kleider als eine Angestellte in einem Geschäft, die doch auf ihrem täglichen Weg zur Arbeitsstelle, oft auch während der Arbeit, nett und elegant aussehen will und muß.

Es gibt in einer Familie von 3—4 Personen sehr viel Arbeit. Denn die Hausfrau überläßt gern alles ihrem Mädchen, wenn sie denn schon eines hat, und will sich darauf verlassen können, daß alles pünktlich und gut besorgt wird ohne viel Helfen und Eingreifen ihrerseits. Als ich einmal eine Stelle um 4 Uhr nachmittags antrat, sagte die Dame des Hauses: „Heute abend gibts Cotelettes, Selleriegemüse und Kartoffelpurée. Das Fleisch

ist im Eisschrank. Zum Dessert können Sie machen, was Sie wollen. Mein Mann hat gerne süße Speisen, aber ich interessiere mich nicht dafür. Wir essen um 6.30" — und verließ die Küche, und ich konnte sehen, wie ich fertig wurde. Am Sonnabend hieß es: „Der Wäscheschrank ist im obern Gang. Die Bettwäsche wird jeden Samstag gewechselt, und sorgen Sie bitte dafür, daß immer saubere Handtücher im Gästebadezimmer sind. Wir haben auch zu jeder Abendmahlzeit frische Servietten." — Da wo schulpflichtige Kinder sind, fällt das Mittagessen meistens weg. Die Kinder nehmen belegte Brote, Obst usw. in die Schule oder kaufen sich etwas am Schulbüfett, während die Mutter sich mit Freundinnen zum Sport trifft oder ein Meeting und Besorgungen in der Stadt hat, von denen sie erst am Nachmittag zurückkehrt. Viele verheiratete Frauen sind auch durch ihren Beruf tagsüber von ihrer Häuslichkeit ferngehalten. Bleibt sie einmal über Mittag zu Hause, so streicht sie sich ein Butterbrot und trinkt ein Glas Milch, letztere eiskalt und ungekocht; denn sie ist pasteurisiert und wird fest verschlossen täglich ins Haus gebracht. Vieruhr-Tee oder -Kaffee sind glücklicherweise drüben ganz ungebräuchlich, so daß ein etwas flinkes Mädchen bis 2 Uhr mit aller Hausarbeit fertig sein kann inkl. Silberputzen usw. und sich selbst ein bis zwei Stunden Ruhe gönnen darf, bis es Zeit ist für die Vorbereitungen zur Hauptmahlzeit am Abend. Natürlich putzt die Hausangestellte keine Schuhe, sondern jeden Montag kommt ein Neger an die Hintertür und nimmt sämtliches gebrauchtes Schuhzeug zur Reinigung in seine Werkstatt, und in der Zwischenzeit fährt man selbst mal mit einem Lappen drüber, bevor man ausgeht. Jeden Montag kam mit der gleichen Regelmäßigkeit der dry-cleaner und holte die Anzüge des Herrn zum Aufbügeln und die Seidenkleider der Dame zum Fleckenvertilgen. Die kleinern Villen in Südkalifornien, in denen ich arbeitete, wurden elektrisch oder mit Gas geheizt, und durch das Drücken auf einen Knopf wurde die Heizung eingeschaltet. Eine große Erleichterung ist es auch, wenn das Haus nur aus Parterre und Dach besteht, also ein sogenannter Bungalow ist. Und da der Amerikaner seine ganze Toilette immer im Badzimmer absolviert, fällt auch das bei uns noch vielfach übliche „Zimmerrichten" abends weg.

Nun noch einige Bemerkungen über Preise und Lebenshaltung, wie sie sich mir 1929/1930 gezeigt haben. Mit 60 Dollars Monatslohn kann ein Mädchen entschieden viel mehr anfangen als bei uns mit 60 Franken. Sie muß es nur verstehen, sich einzuteilen und wissen, wo einkaufen. Für 8—15 Dollars gibt es reizende Kleider, und wer Zeit hat, selbst ein bißchen zu schneidern, kommt natürlich bedeutend billiger. Denn Stoffe kosten nicht viel mehr als bei uns, z. B. ein mittelfeiner Crêpe-dechine 10—12 Fr., bedruckte licht- und waschechte Baumwollstoffe von Fr. 1.40 an, so daß man sich mit Hilfe von Schnittmustern seine elegante und einfache Garderobe selbst herstellen kann. Besonderes Geschick gehört nicht einmal dazu; denn die Schnittmuster erscheinen in etwa zehn verschiedenen Größen (vom Backfisch bis zur starken Matrone), und sind so genau und bis in alle Einzelheiten ausgeführt und erklärt, daß ganz Ungeübte sich hübsche Kleider, Wäsche usw. herstellen können. Ich fand Mäntel sehr teuer verglichen mit andern Kleidungsstücken, Schuhe etwa wie bei uns.

Frauen, die für ihre Unterkunft und Verpflegung selbst sorgen müssen, können auch recht billig leben. In den „Heimen für berufstätige Frauen", Gründungen der Heilsarmee in San Francisco und Los Angeles, kostet die Pension 8—11 Dollars pro Woche. Für 8 Dollars muß man das Zimmer mit einer andern Pensionärin teilen, 11 bezahlt man für ein Einzelzimmer mit Privat-Badezimmer; alle Zimmer haben natürlich fließendes Wasser. Inbegriffen in dem Pensionspreis sind auch hier zwei reichliche Mahlzeiten. Auf jedem Stock befindet sich ein Telephon und mehrere öffentliche Badezimmer. Die Gesellschaftsräume im Parterre sind groß und hübsch eingerichtet; den Mädchen steht es frei, dort ihre Besuche, auch Herren, zu empfangen und zu unterhalten. Mehrere Aufsäge befördern die Bewohnerinnen in die obern Stockwerke. — Die Homes der Y. W. C. A., dem Gegenstück des C. V. J. M., sind bedeutend teurer und kommen daher nur für gut bezahlte Angestellte in Betracht. Sie haben Telephon in allen Schlafzimmern, Schwimmbassin, unentgeltliche Wohnungs- und Stellenvermittlung usw. Durch ihre Wohnungsvermittlung fand ich auch ein reizendes möbliertes Zimmer mit vollständig eingerichteter Küche in einem sehr guten Stadtteil, für welches ich 25 Dollars monatlich bezahlte, einschließlich Bad, Telephonbenützung, Tisch- und Bettwäsche und Bedienung. Ich kochte selbst und spülte das Geschirr; sonst hatte ich mit meiner Wohnung keinerlei Arbeit. Es gibt aber einfachere Zimmer mit Kochgelegenheit schon von 10 Dollars ab. Für Essen gab ich während der drei Monate, da ich für mich selbst kochte, 10—12 Franken wöchentlich aus. Ich aß allerdings wenig Fleisch, sparte aber nie an Gemüse, Salat, Obst, Eiern, Kuchen, Reis, Butter, Sahne, Milch usw. Als ich im Nationalpark ein möbliertes Zelt mietete und mich selbst verköstigte, kam mich die Verpflegung etwas teurer, nämlich 15—20 Fr. Später reiste ich mit Freunden in deren Auto. Wir übernachteten im Freien und kochten unterwegs die Lebensmittel, die wir mit uns führten, und kamen auf der Reise durchschnittlich wieder auf etwa 12 Fr. pro Woche und pro Person bei überaus reichlicher, abwechslungsreicher, fleischloser Ernährung. Das Reisen per Auto durch das ganze riesige Land ist allgemein üblich; denn bekanntlich sind Autos und alles Dazugehörige sehr billig in den Vereinigten Staaten, und teuer ist das Reisen mit der Eisenbahn, teuer sind die Mahlzeiten im Speisewagen, teuer auch das Logieren im Hotel und Essen im Restaurant. Horrend und ruinös — darin gehe ich mit Frau Susemihl-Gildemeister einig — sind die Honorare der Zahnärzte, Aerzte und die Spitalrechnungen. „Wenn man krank wird, ist man verloren hier drüben," sagte ich mir oft, und es wurde mir auch von einem Arzte bestätigt, daß nur reiche Leute oder solche, die bei ihren eigenen Angehörigen Unterkunft und Verpflegung finden, sich Krankheit gestatten können. Doch haben die Vereinigten Staaten wegen der großen Arbeitslosigkeit „drüben" ihre Pforten den Einwanderern für die nächste Zeit verschlossen; das sagt ja genug, und ich brauche nicht auch noch Warnungstafeln aufzustellen. L. G. Linder.

Mißbräuche bei der Erwerbslosenversicherung der Hausangestellten in Deutschland.

Es wird in Deutschland viel geklagt über Mißbräuche bei der Sozialversicherung, Mißbräuche, die sich besonders ein in so drückender Not befindliches Volk mit öffentlichen Mitteln nicht länger leisten dürfe. So sehr man ja eine gut ausgebaute Sozialversicherung begrüßt, so wendet sich doch jedes normale Rechtsgefühl gegen jede mißbräuchliche Inanspruchnahme derselben. Interessant sind für uns Frauen hier einige Beispiele aus dem Bereich der Hausangestellten, von denen Frau Emma Kromer, eine der Führerinnen der deutschen Hausfrauenbewegung, berichtet. Der Reichsverband der deutschen Hausfrauenvereine versucht seine Mitglieder dazu zu erziehen, bei der Sozialversicherungsprämie, sondern nur den auf sie gesetzlich entfallenden Anteil zu bezahlen und den andern Teil der Hausgehilfin zu überbinden, von dem Gedanken ausgehend, wie das bei jeder Versicherung der richtige Leitgedanke ist (auch bei unserer Altersversicherung), daß der Genießer der Versicherung wenigstens einen Teil der Prämien selbst aufbringe, um ihn so zur Verantwortung gegen sich selbst wie auch den öffentlichen Geldern gegenüber zu erziehen, ein Gedanke, den wir vielleicht auch bei uns einmal im Hinblick auf die Krankenversicherung der Hausangestellten, deren Prämie bei uns fast alle Hausfrauen selbst tragen, überprüfen dürften.

Wie sich nun die Arbeitslosenversicherung bei den Hausangestellten auswirkt, zeigt Frau Kromer wie gesagt an folgenden Beispielen, die man sich für ähnliche Bestrebungen bei uns vielleicht doch etwas merken dürfte.

Eine Hausfrau hatte bisher zwei Mädchen, eine Köchin und ein Kindermädchen. Durch die wirtschaftlichen Verhältnisse gezwungen, entläßt sie ein Mädchen, das Kindermädchen erklärt nun, keine Stelle mehr anzunehmen und erst mal nach Hause zu gehen, wo die Verhältnisse noch recht günstig sind. Nach ganz kurzer Zeit bittet sie die Herrschaft um die Bescheinigung, daß sie das Mädchen entlassen habe, sie wolle nun doch um Erwerbslosenunterstützung einkommen. Sie bekommt die Bescheinigung, erscheint einige Wochen später zum Besuche bei den befreundeten Mädchen der Nachbarschaft. In neuem modischen Seidenkleidchen erklärt sie, daß sie es jetzt sehr schön habe, morgens helfe sie etwas zu Hause, dann könne sie machen, was sie wolle. Sie sehe nicht ein, warum sie der Versicherung das Geld schenke, auf das sie doch Anspruch habe. Ihre Kolleginnen sind, nebenbei bemerkt, richtig wütend, denn sie sehen ihre Arbeit bei zum Teile gekürztem Lohne auf einmal in einem anderen Lichte und möchten gern, daß diese Ungerechtigkeit behoben wird, ihr also die Unterstützung genommen wird.

Andere Beispiele, fast alle aus den Kreisen der Mädchen selbst erzählt, mit dem Wunsche, hier abzuhelfen. Die Freundinnen gehen nach Hause, helfen auf dem Lande, bleiben hier einige Monate, bekommen ihre Unterstützung, und im Herbste versuchen sie wieder in der Stadt anzukommen, nehmen von den wenigen zur Verfügung stehenden Stellen denjenigen, die darauf angewiesen sind, noch einen beträchtlichen Teil weg.

Sie sind auf dem Lande im Sommer zur Hilfe sehr erwünscht, das bare Geld ihrer Unterstützung verleiht ihnen noch ein gewisses Ansehen, im Winter sind unerwünschte Esser durch ihren Weggang verschwunden.

Wieder andere Beispiele werden von Vermittlerinnen von Arbeitsämtern erzählt und Hilfe erbeten.

Mädchen nehmen die ihnen zugewiesenen Stellen nicht an, weil sie mal einige Monate privatisieren wollen. Ihre Unterstützung, auf die sie ja ein Recht haben, erleichtert es ihnen. Sie werden in einen geeigneten Haushalt geschickt, kommen aber zurück, die Frau hat sie nicht genommen. Sie haben es ja nun sehr leicht, sich bei der Vorstellung nicht „beliebt" zu machen, sie brauchen nur erhöhte Ansprüche zu stellen oder bestimmte Arbeiten abzulehnen, dann werden sie nicht eingestellt und müssen Unterstützung bekommen.

Die Aemter bitten deshalb die Hausfrauen, sich doch immer mit ihnen in Verbindung zu setzen und die Gründe mitzuteilen, warum die Mädchen nicht eingestellt werden konnten. Es handelt sich hier meist um gutes Personal, das aber durch das Anrecht auf die Versicherung nun auch mal die sogenannten Wohltaten genießen will. Es gibt noch eine Fülle solcher Beispiele, man könnte noch manche anführen. Demgegenüber betont nun Frau Kromer, daß man dem Staat doch nicht alle Aufgaben aufbürden dürfe, die früher von der eigenen Familie übernommen und getragen wurden — wenn auch oft unter großer Belastung, das soll gerne zugegeben werden. Aber die Mädchen, die heute noch in ihrer Familie unterkriechen können, die müßten dies wieder tun, ohne durch eine Versicherung, für die sie noch nicht einmal das geringste Opfer brachten, die Allgemeinheit zu schädigen. Man müsse einen Unterschied machen zwischen Bedürftigkeit und notwendiger Unterstützung und Versicherung. Es sei ein großer Fehler gewesen, die Hausangestellten in die Erwerbslosenversicherung hinein zu nehmen. Nicht wegen der Belastung der einzelnen Hausfrau, die sicher auch nicht wünschenswert sei und immer mehr dazu beitragen werde, daß noch weniger Hausfrauen sich ein Mädchen leisten können, sondern darum, weil in einer Zeit größter Not jede unnötige Belastung der Reichsanstalt vermieden werden müsse. Aber auch der Gedanke müsse wieder stärker Allgemeingut werden, daß es sich doch nur um Notmaßnahmen handeln kann und nur der Anspruch habe auf die Unterstützung, der wirklich keine Arbeit und keinen anderen Unterhalt hat.

Die Erwerbslosenunterstützung solle nicht eine angenehme zusätzliche Einnahme bedeuten, sondern einen Schutz vor der Not.

Die Bedürftigkeitsfrage bei der Unterstützung der Hausangestellten werde daher in Zukunft stärker beleuchtet werden und die Kontrolle gründlicher sein müssen.

Von der Aufgabe und dem Beruf der Hausfrau.

Klara Neundörfer.

Die beiden letzten Jahrzehnte haben eine außerordentliche Umlagerung unserer Verhältnisse mit sich gebracht. Bis in das ursprünglichste menschliche Tun hinein — Arbeiten, Wohnen — macht sich diese Umlagerung spürbar. Vielfach als Notlage — man sehe nur Haushalte und Familien an —; und es ist dringlichste Aufgab eines jeden reifen Menschen, an der inneren und äußeren Um- und Neubildung der Lebensformen gestaltend mitzuarbeiten. Bei dieser Aufgabe scheint die Hausfrau an einer sehr wichtigen Stelle zu stehen. Sie ist Mittelpunkt und Erhalterin der menschlichen Heimstätte. Dies ist an und für sich nichts Neues; nur daß in dieser Feststellung gleichzeitig Forderung und Aufgabe enthalten sind, und zwar notwendigerweise so lebendige Forderung und Aufgabe, daß neue Verhältnisse auch ein ganz neues Entsprechen verlangen.

So mag man also dem ehemaligen Ruf: „Die Frau gehört ins Haus!" der lange überwunden scheint, heute gerade den vorwärtsstrebendsten Hausfrauen, denen, die intensiv ihrer Zeit angehören und gewachsen sein möchten, aufs neue ins Bewußtsein bringen. Wenn schon uns heute das Im-Hause-Stehen auch etwas ganz anderes bedeutet als unsern Müttern und Großmüttern.

Wir müssen uns des Draußen bewußt geworden sein, des Konkurrenzkampfes, der Geldjagd, der leer gewordenen Zivilisation, der unmenschlich gewordenen Arbeitsformen, der Hast, des Gegeneinander, der wirtschaftlichen Notlage, der volkswirtschaftlichen Verhältnisse. Wer davon nichts weiß, der kann auch nicht wissen, was heute die Heimstätte sein muß, der sieht die gegenwärtige Aufgabe, insbesondere die geistige nicht, die der heutigen Hausfrau gestellt wird.

Schon in dem äußeren Tun beginnt es. Gewiß, es sind die einfachen täglichen Dinge, mühselig, zum Teil kleinlich und immer wiederkehrend, daß man ihnen schier gram werden könnte. Aber uns scheint, diese einfachen, alltäglichen Dinge, die nach unserer Hand und unserem Herzen verlangen (ganz gewiß auch nach diesem!) sind heute ein ganz tiefer Dienst am Leben. Hier ist noch die glückliche Möglichkeit, eine Arbeit ganz und sinnvoll zu tun. Bei uns liegt ihr Beginnen und ihr Vollenden, in ihrer natürlichen Notwendigkeit liegt ihre Selbstverständlichkeit. Sie ist durchaus menschengemäß, und sie trägt eine große Fülle in sich, sofern wir uns die Mühe machen, uns von Zeit zu Zeit in ihren Inhalt zu vertiefen. Diese Bemühung ist Aufgabe und hat ihren freudigen Lohn! Reinhalten, Ordnen, Pflegen — es ist schon eine wundervolle Arbeitswelt, die dem Menschen hier verblieben ist! Welchen Grund vermag das Hineingestelltsein in eine solche durchformte, sinngmäße Arbeitswelt in der Erziehung junger Menschen niederzulegen! Die Verknüpfung von Arbeit und elementar menschlichster Angelegenheiten wird hier in lebendiger Anteilnahme vollzogen; das Ehrwürdige allen Arbeitens wird lebendige Erkenntnis.

Diese Möglichkit der rechten Arbeitserziehung setzt natürlich voraus, daß die Hausfrau selbst Herrin ihres Hauswesens ist. Darum muß sie wissen, wie ihr Haushalt planvoll und wirtschaftlich und methodisch einfach zu führen ist. Sie darf nicht an einem Zuviel von Ansprüchen und einem zu umständlichen Gehaben Nervenkraft und Lust und Bereitschaft verlieren. Zielbewußtes Hineinstellen in das Zeitgemäße, auch was Hilfsmittel und Methoden anlangt. Das setzt Wissen und Können voraus. Aber welcher Beruf brauchte dies beides nicht? Die Dame des Hauses in rührender Hilflosigkeit ist heute nicht mehr möglich. Denn es bedeutet die häusliche Arbeitswelt nicht nur eine äußere Bewältigung des Haushaltes, sondern sie ist, wie wir sehen, schon ein Teil der geistigen Aufgabe, die uns gestellt ist. Hier ist bereits der Gegensatz von Heim und Welt spürbar. Dieser Gegensatz ist ein radikaler; wir dürfen ihn nicht leugnen oder weg haben wollen, sondern im Gegenteil aus seiner Spannung heraus die Atmosphäre unsres Hauses bilden. Erfordert das Leben draußen bis zum Uebermaß die Kräfte des Tuns, so muß das Dasein drinnen die Kräfte des Seins wieder lebendig machen. Hier muß menschliches Miteinander gedeihen, wo draußen das Gegeneinander gilt; hier muß Ruhe und Stille bereit sein, wo draußen das Tempo einer rasenden Geschäftigkeit nichts mehr ausreifen läßt; hier muß Freundlichkeit und Rücksichtnahme herrschen, wo draußen Selbstbehauptung nötig wurde; hier muß das draußen zum Geschäft gewordene Leben wieder durchdrungen werden von den Kräften der Seele und den Forderungen der echten Menschenbildung.

Aus dieser Erkenntnis müssen von der Frau Wohnformen und Lebensformen für die heutige Familie neu gefunden werden. Wenn wirklich der Haushalt die eigentliche Kulturleistung der Frau ist (Simmel), so ist gerade heute diese Aufgabe besonders schwer, aber auch besonders eindringlich.

Es genügt nicht, wenn wir getreulich unsere Pflicht erfüllen — ob heute nicht eine wirkliche Hingabe von uns gefordert ist? Hingabe — ein Hineingeben unserer freien Kräfte, besonders auch der seelischen und geistigen, in die häusliche Lebensgemeinschaft, damit die gefährdete Ordnung dieser Gemeinschaft neu geschaffen werde. Die Schwierigkeiten der heutigen Ehe und Familie sind ja nicht abzulösen vom eigentlichen Haushalt. Den Haushalt an sich gibt es nicht: das ist der große Irrtum jener, die mit dem beliebten Schlagwort der „Rationalisierung des Haushaltes" die Welt verbessern zu können glauben. Der Ansatzpunkt liegt tiefer, viel tiefer. Um die Kraft der Liebe geht es — heute wie immer, gewiß! — aber es ist gerade heute so nötig, daß wir Hausfrauen diese Kraft in uns sammeln und mehren und lebendig wirksam werden lassen, nötiger wie je, weil sie die einzige Lehrmeisterin und Hilfe ist bei dem Werk, das uns aufgegeben ist: die Heimstätte zu erhalten. Wir haben fast keine Traditionen des Familienlebens mehr, die heute noch gelten können. — Wann trifft heute die ganze Familie überhaupt noch zusammen? Wie empfindlich sind wir geworden und wie abgeschlossen gegeneinander, wie gefühlskarg und „sachlich"! Wie unsicher stehen wir noch in den Gegebenheiten der neuen Wohnung! — Wenn wir Frauen in dieser Lage Instinktfehler begehen, so werden sie schwer wieder gut zu machen sein. Das Einzige aber, das uns vor ihnen bewahren kann, ist ein innerer Reichtum an Liebe — immer und unermüdlich neu zu erwerbender Liebe. „Die Liebe obenan! dann möget ihr nach den Geistesgaben trachten," sagt Paulus.

War die Liebe einmal die Traulichkeit und Enge des Beieinanderseins, so muß sie heute vielleicht den weiten Raum geben, den Abstand hüten, die Brücke sein, auf der man einander von dem Seinen bringen kann. — Wir können heute keine Rezepte haben und geben für ein rechtes Haushalten, für eine Erneuerung des Familienlebens; wir stehen mitten drin in dieser Aufgabe. Aber wir haben den Glauben, daß die Kraft der Liebe uns einsichtig machen wird, den rechten Weg zu finden.

Der Beruf der Hausfrau ist nicht klar umrissen, es fehlen ihm die fest begrenzten Bindungen — immer ist noch ein Mehr möglich, ein Mehr nach außen und nach innen; das gibt ihm seine besonderen Schwierigkeiten (darüber müßte einmal etwas gesagt werden), aber auch sein Schönstes und Schöpferisches. Und seine Treue ist es, wirklich den Ort zu hüten, wo wir Menschen ein wenig die Verweilenden sein dürfen, wo wir essen, ruhen und uns Kraft holen zum wahren Menschsein.

(Aus „Die christliche Frau.")

Aus unsern Hausfrauenvereinen.

Der Hausfrauenverein Bern

veranstaltet vom 24. bis 29. Sept. eine hauswirtschaftliche Ausstellung in sämtlichen Räumen des Kasinos unter dem Titel „Im Reiche der Hausfrau". Trotzdem die Hysya vorangegangen ist und noch in derselben Woche, in der diese Ausstellung eröffnet wird, ihre Tore schließt, haben sich über 80 stadtbernische und auswärtige Firmen angemeldet. Die Ausstellung gibt ein buntes Bild von allem was in das Gebiet der Hauswirtschaft und das Reich der Hausfrau fällt. Diesmal steht jedoch nicht die Küche im Vordergrund (sie ist eigentlich bloß dezentralisiert, d. h. in verschiedenen „Bestandteilen" vorhanden und findet ihren Zentralpunkt in einer kleinen Schau empfehlenswerter Artikel, die der Verein selber ausstellt), sondern es kommen meist andere zum Leben im Haushalt und für den Haushalt notwendige Dinge in Betracht. Textilien, meist in neuen Erzeugnissen, Handarbeiten, Wollwaren, vor allem prachtvolle, für den Mittelgenre berechnete Möbel, sehr vieles aus der Lebensmittelbranche und noch vieles andere gelangt zur Darstellung. Die Ausstellung wird durch verschiedene temporäre Veranstaltungen belebt und sozusagen vertieft. So werden jeden Tage eine andere Gruppe von Gerichten den Frauen durch Demonstration und Degustation vorgeführt. Zwei Tage sind der Verwertung des Obstes in der Küche gewidmet. Von besonderem Interesse wird ein Kochwettbewerb unter den Hausfrauen sein, bei dem die Hausfrauen ihre zu Hause hergestellten Spezialitäten zur Ausstellung bringen. Das Publikum selber bildet die Jury.

Einen besonderen Platz wird das gute Buch in der Ausstellung finden, und zwar nicht nur das hauswirtschaftliche, sondern auch das belletristische Buch. Auch gute Bilderreproduktionen sollen helfen, der Hausfrau Fingerzeige zur Ausschmückung des Hauses zu bringen.

Auf dem Podium des großen Kasinosaales stellt der Hausfrauenverein Geburtstagstische für verschiedene Lebensalter aus, angefangen beim Geburtstag des Kindes bis zu dem der Fünfzigerin und der Siebzigjährigen.

Weiter ist verschiedenen Anstalten des Kantons Bern Gelegenheit geboten worden, ihre Erzeugnisse auszustellen. So arbeiten Mädchen der Anstalt Köniz an einem Webstuhl, Bärau zeigt seine handgeknüpften Teppiche, Riggisberg Kinderkleidchen, Dettenbühl Peddigrohrarbeiten, u. s. f. L.

Der Hausfrauenverein Zürich

hat sich in seiner letzten Monatsversammlung mit der Zürcher Marktfrage befaßt, die natürlich für die Hausfrauen von Wichtigkeit ist. Bis vor kurzem hat der Markt immer auf der Bahnhofstraße stattgefunden, infolge des zunehmenden Verkehrs aber ist er mehr und mehr als Hindernis empfunden und auf den Bürkliplatz verlegt worden. Aber auch dies wird nur als Provisorium empfunden. Gewünscht wird vom Hausfrauenverein eine große gedeckte zentrale Markthalle, wie man sie nicht nur den Hausfrauen, sondern auch den Händlern und Händlerinnen wünschen möchte, damit sie nicht mehr jeder Witterungsunbill preisgegeben sind. Bis dahin wird es aber noch Jahre gehen. Als Zwischenlösung empfiehlt der Hausfrauenverein die Einführung von dezentralisierten Kreismärkten, um die Marktwege abzukürzen, und damit den Hausfrauen Zeitverluste zu ersparen.

Das vom Hausfrauenverein angefangene Werk, von den Tessiner Bäuerinnen direkt Kastanien und Trauben zu bestellen, soll dieses Jahr fortgesetzt werden. Auslese der Kastanien nach Möglichkeit und gutes Verpacken der Trauben sind zugesichert worden. Die Bestellungen haben an Frau H. Boßhart-Fröhlich, Grüttistraße 42, Zürich 2, zu erfolgen.

Weiter hat der Hausfrauenverein an zwei Nachmittagen einen kurzen Kochkurs speziell für die Zubereitung von Mais, Auberginen, Zucchetti und Kürbis durchgeführt, und gegenwärtig läuft ein Handarbeitskurs.

Der Hausfrauenverein Basel und Umgebung,

dessen Präsidentin vor einiger Zeit wegen gegenseitiger Differenzen zurückgetreten war, hat auf letzte Woche seine Mitglieder zu einer außerordentlichen Generalversammlung eingeladen, die von Frau Schönauer als neutraler Tagespräsidentin mit Ruhe und Geschick geleitet wurde. Hauptktanden waren der Bericht der Prüfungskommission, Revision der Statuten und Neuwahl des Vorstandes. Die von der Prüfungskommission sorgfältig und unter Zuzug Rechtskundiger ausgearbeiteten neuen Statuten wurden mit geringen Aenderungen unwesentlicher Natur mit großem Mehr angenommen. Zeitraubend gestalteten sich die nach den neuen Statuten geheimen Wahlen des engeren Vorstandes. Gewählt wurden als Präsidentin Frau Schneider-Suter, als Inhaberinnen der übrigen Aemter die Frauen Stoller und Schraner, die Frl. Bender und Diriwächter. In offener Wahl erfolgte sodann die Bestellung des aus 10 Mitgliedern mit genau umgrenzter Arbeit bestehenden weiteren Vorstandes. So ist zu hoffen, daß der neue Vorstand die so verheißungsvoll begonnene Arbeit zur Weiterbildung der Hausfrauen und Förderung der Hausfraueninteressen mit Erfolg weiter führen werde.

Von hauswirtschaftlichen Büchern.

Meine warme Stube. Zu beziehen durch die Verlagsgesellschaft „Schadenverhütung", Berlin-Tempelhof, Albionstr. 130/32. Bei Einzelabnahme 15 Pf., bei Abnahme von 100 und mehr Stück 12 Pf., bei Abnahme von 500 und mehr Stück 11 Pf. inkl. Verpackung.

„Die deutsche Hausfrau", die Zeitschrift des Reichsverbandes deutscher Hausfrauenvereine, zeigt diese soeben vom bayrischen Wärmewirtschaftsverband herausgegebene ausgezeichnete Broschüre an, deren Zweck es ist, Interesse und Verständnis für die Wärmeversorgung des Hauses zu erwecken und die Möglichkeit zu zeigen, die im Haushalt benötigte Wärme mit den geringsten Kosten zu erzeugen. Es ist interessant und für den Wert der Broschüre ausschlaggebend, daß die Schrift eine gemeinsame Arbeit der im Bayrischen Wärmewirtschaftsverband zusammengeschlossenen Berufsverbände ist. Damit ist Gewähr gegeben für eine einwandfreie Sachlichkeit und für völlige Objektivität. Die Broschüre ist eine vorzügliche Aufklärungsschrift, die einen lückenlosen Überblick über das Gesamtgebiet des Heizungswesens gibt und dadurch ein Gegweiser, insbesondere auch für die Hausfrau, ist.

Auch die schweizerische Hausfrau, die rationell heizen, d. h. mit möglichst geringen Kosten einen möglichst großen Heizeffekt erzielen möchte, wird sich mit Nutzen dieser Broschüre bedienen.